

Alemannia

Zeitschrift für alemannische und
fränkische Volkskunde, Geschichte,



Kunst und Sprache



herausgegeben

zugleich im Auftrage des Vereins für Volkskunde, ländliche
Wohlfahrtspflege und Heimatschutz

Badische Heimat

von Friedrich Pfaff



Dritte Folge, 3. Band
(Der ganzen Reihe 39. Band)
Mit 11 Abbildungen

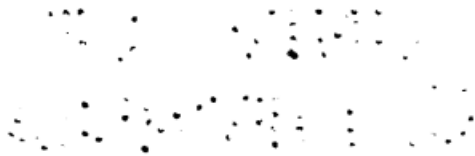
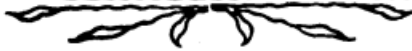


Freiburg i. B.

Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld
1911



Für den Inhalt ihrer Aufsätze sind die Verfasser verantwortlich.
Abdruck aus dieser Zeitschrift ist nur mit besonderer Genehmigung der
Schriftleitung und der Verfasser gestattet.



PF 3003
A6
v. 39-40

Inhalt

	Seite
Pfarrer Julius Schmidt , Kirchen: Weitere Grabungen und Funde in Kirchen. Mit 9 Abbildungen	1—19
Pfarrer Hermann Mölbert , Feldberg: Die Anfänge des Nonnenklosters Rheintal bei Müllheim	20—26
Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Groos , Karlsruhe: Zu den Badener und „Pfälzer Schwaben“ am Bug in Südrussland	27—37
Professor Dr. Ludwig Sütterlin , Heidelberg, und Professor Dr. Fridrich Pfaff , Freiburg: Bernhard Kahle †. Mit Bild, Schriftenverzeichnis und Lebensabriss	38—44
Dr. Eugen Fehrle , Heidelberg: Die Keuschheit der Bienen	45—47
Lehramtspraktikant Dr. E. Beck , Baden-Baden: Allerlei Volkskunde aus dem Markgräflerland	48—80
Prof. Dr. F. Pfaff , Freiburg: Badische Sagen. Fortsetzung 8. Der Zwerg und der schwarze Ritter an der Röttelmauer bei Ringsheim	80—82
9. Die blaue Dame beim Hahnenbrunnen in E.	82—88
Prof. Dr. Hermann Wirth , Mannheim: Gallische Ortsnamen im Breisgau	88—92
Lore Rippmann , Kunstmalerin, Stein am Rhein, und Hanns Bächtold , Basel: Volkslieder aus dem Wiesental	97—120
Friedrich Schön , Präparandenlehrer, Mettmann, Bez. Düsseldorf: Sprachlich bemerkenswerte Kinderlieder der Saarbrücker Gegend	121—122
Prof. Dr. Fridrich Pfaff , Freiburg i. B.: Fastnacht im Elztal (mit Bild)	122—130
Hermann Mölbert , Pfarrer, Feldberg, Ba. Müllheim: Kurze Geschichte des Nonnenklosters Rheintal b. Müllh.	130—141
Geh. Archivrat Dr. Karl Obser , Karlsruhe: Eine ungedruckte Erzählung Hebels für den Rheinländ. Hausfreund	142—143
Edgar Freiherr von Rotberg , Karlsruhe: Briefe des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach über die Erziehung seines Sohnes	143—146

317939

	Seite
Amtmann Dr. H. Stromeyer , Durlach: Fischpreise im 17. und 18. Jahrhundert	147—152
Vikar Reinhard Groß , Hüffenhardt: Markungsumgang zu Hüffenhardt am 5. Juni 1789	152—153
Prof. Dr. Fridrich Pfaff , Freiburg i. B.: Zur Geschichte der Gründung der Freiburger Hochschule	153—158
Von demselben: Der Günterstaler Palmesel	158

Anzeigen und Nachrichten.

Die Religion , herausgeg. von Schiele u. Zscharnack, I. II. Besprochen von Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg	93—94
F. Niederberger , Sagen aus Unterwalden I. II. Besprochen von Professor Dr. Fridrich Pfaff, Freiburg	94—96
Kleine Mitteilungen und Nachträge	96
Kutsch , Die Orts- und Flurnamen im Münstertal. Besprochen von Archivdirektor Dr. F. Mentz, Kolmar	158—159
E. Wagner , Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden II.	159—160
K. Luckscheiter und F. Pfaff , Zwei Schwarzwaldhöfe Besprochen von Professor Dr. F. Pfaff, Freiburg i. B.	160

Weitere Grabungen und Funde in Kirchen

von Julius Schmidt.

Mit 9 Abbildungen.

Die von mir im Winter 1908/09 auf dem Bergrain hier begonnenen Grabungen, über die mein Fundbericht in der *Alemannia*, dritte Folge, Band I, Heft 2/3, S. 95—122 eingehenden Aufschluss gab, wurden im Winter 1909/10 von mir fortgesetzt. Liegen die neuen Funde auch im großen und ganzen in der Richtung und im Zeitgebiet der früheren, so bieten dieselben doch des Interessanten viel, sofern sie meine damaligen Behauptungen von der historischen Kontinuität meines Grabungs- und Fundgebiets weiter begründen und vertiefen für die Bronze-, Römer- und Alemannenzeit. Erstmals aber darf ich auch von einem ganz typischen karolingischen Fund auf meinem Grabungsgelände berichten, welcher meine bisherige literarische Beweisführung für die karolingische Königspfalz auf dem Bergrain hier bedeutsam unterstützt. — Sagt Ernst Fabricius in seiner Abhandlung „Die Besitznahme Badens durch die Römer“ (Neujahrsblätter 1905 der Badischen historischen Kommission, Heidelberg, K. Winter) S. 5: „Auch bei uns in Süddeutschland hat an vielen Orten, die man als Fundplätze römischen Altertums kannte, die neuere Forschung das Vorhandensein vorrömischer Kulturerzeugnisse erwiesen“, so kann ich diese Feststellung im wesentlichen auf Grund meiner neuen Funde in Verbindung mit den früheren für die hiesige Gegend, unser Kirchen am Oberrhein, beanspruchen und belegen und umgekehrt fortsetzen bis in die Karolingerzeit.

Mein steinzeitlicher Fund¹⁾, der „Glockenbecher“ mit den zonenförmig angeordneten gestichelten Verzierungen, der Bestandteil einer liegenden Hockerbestattung aus der späteren neolithischen Zeit, ist zwar vereinzelt geblieben. Es war mir eben bisher nicht möglich, das zweifellos steinzeitliche Gelände der hiesigen Gemarkung, das vom Bergrain etwas entfernt liegt, weiter grabend zu untersuchen.

¹⁾ Vgl. *Alemannia* 3. F. I, 2/3, S. 119.

Verfolge ich ja vor allem den Zweck, die karolingische Königspfalz in meinem badischen Kirchen am Oberrhein aufzufinden. Diesem Ziele haben mich meine weiteren Grabungen näher geführt, wenn ich auch weitere Gebäudefundamente, von denen ich behaupten könnte, das sind nun die Reste der karolingischen Königspfalz, bisher nicht entdecken konnte. Kein Wunder, das in Frage kommende hiesige Gelände auf dem Bergrain ist sehr ausgedehnt, 7 ha 97 a 76 qm umfassend, wobei das Geländestück westlich vom Bahndamm bis zum östlichen Feldweg des Bergrains eingerechnet ist; und als Wiesenfläche und Baumgarten ist es so ohne jeden äußeren Anhaltspunkt und ohne jede zwingende Aufforderung zum Spateneinsetzen, dass nur ein schrittweises Vorgehen möglich ist. Dennoch brauche ich mich nicht mehr nur mit der urkundlichen Beweisführung zu begnügen, die ich in meinem Aufsatz „Das Kirchen der Karolinger“ in der Alemannia N. F. VIII, 4, S. 269—286 erstmals gegeben und in der Folge durch die schon oben angeführten „Grabungen und Funde in Kirchen“ weiter erhärtet habe. Gerade im letzten Bericht durfte ich mich damals schon auf das zustimmende, sachkundige Urteil von Dr. O. Holder-Egger²⁾, Berlin und Dr. Paul Wentzcke²⁾, Straßburg berufen, die mir rückhaltslos zur Seite traten. Jenen meinen Fundbericht beantwortete mir aber Dr. Wentzcke weiterhin mit den sehr beachtenswerten Bemerkungen: „In zwei Richtungen ist ja die Geschichte Ihres Pfarrorts dank Ihrer tiefgehenden Forschungen geklärt. Einmal ist das Vorhandensein eines „Hofes“ von der Karolingerzeit ab literarisch und urkundlich durchaus gesichert, andererseits wird durch die Ausgrabungen, meine ich, in einwandfreier Weise nachgewiesen, dass der Platz seit uralter Zeit fortlaufend als Wohnsitz, und zwar als fester Ort, diente. Dass das Zwischenglied, die fränkische Pfalz, noch nicht durch Ausgrabungen festgestellt worden ist, ist doch wol nebensächlich. Warum sollten die Karolinger für ein Jagdschloß große Fundamente gelegt haben? Jedenfalls haben Ihre Untersuchungen wieder in lehrreicher Weise die Notwendigkeit des Handinhandgehens von Spaten und literarischer Kritik gezeigt.“ Im Anschluß an Dr. Wentzckes „Warum“ werfe ich aber nun selber die Frage auf: Warum sollte es nicht möglich sein, dass die von mir im Gelände gesuchte karolingische Königspfalz hier, die den durchreisenden Fürstlichkeiten zweifellos nur zum vorübergehenden Aufenthalt, als „cubiculum regis³⁾“ zum Uebernachten, als Rasthaus, allenfalls auch, wie Wentzcke

²⁾ Alem. 3. F. I, 2/3, S. 95/96.

³⁾ Alem. N. F. VIII, 4, S. 273 f.

äußert, als „Jagdschloß“ diente, aufgebaut war auf den von mir bereits gefundenen und in dieser Zeitschrift 1909 S. 110f besprochenen „spätromischen“ Gebäudefundamenten, die noch zumteil bis zu einer Höhe von einem Meter, verhältnismäßig gut erhalten, im Boden staken? --- Bemerkte ja doch auch schon der Großh. Konservator der öffentlichen Baudenkmale in Baden, Geh. Oberbaurat Kircher⁴⁾-Karlsruhe, in seinem seinerzeitigen Gutachten: „Es ist nicht ausgeschlossen, dass das aufgefundene Mauerwerk, noch unter dem matten Einfluss einer nachrömischen Technik stehend, einem Gebäude frühmittelalterlicher Zeit angehören kann, sei es nun ein Wohn- oder Oekonomiegebäude gewesen.“ Dann wäre ja die gesuchte Königspfalz auch im Gelände bereits gefunden, erbaut entweder auf überkommenen „römischen“ Fundamenten, was ja auch sonst nicht selten geschichtliche Tatsache ist, oder auf eigens gelegtem „frühmittelalterlichem“ Mauerwerk, dessen Stärke genügte für ein königliches Landhaus, freilich niemals für einen Riesenburgbau, den man in Kirchen am Rheinübergang aber auch weder wünschte, noch brauchte! Oder ist jene meine Vermutung als müßiges Hirngespinnste einfach von der Hand zu weisen, wo die Steine jener noch mit reichlichem Verputz versehenen Fundamentmauern — von Gebäude I in dem meiner letzten Abhandlung beigegebenen Grabungsplan — noch zeugen von einer Mauerstärke bis zu 60 cm und von einer Breite und Länge des rechteckigen Baus von 9 bzw. 18 m? — Und die einzigartige, freie und schöne Lage des zerstörten Gebäudes auf dem alten Hochgestade des Rheins, von wo man nicht nur einen herrlichen Blick auf den Rhein und das von ihm durchströmte Tal, sondern auch eine prächtige Aussicht auf den Höhenzug des Schwarzwalds und die Jura- und Vogesenkette einst hatte, und noch hat! Dazu ist es aber auch wahrscheinlich, dass zu den noch entdeckten Fundamentresten von Gebäude I einst etwa gehöriges und südlich vorgelagertes Fundament- und Mauerwerk längst der nach Kies wühlenden Hacke achtlos zum Opfer fiel. Ergibt ja doch die Geländeübersicht noch heute ganz deutlich, dass der Bergrain im Süden allmählich nach dem Tal abfallendes Terrain war, von dem im Verlaufe der Jahrzehnte durch die Kiesgraber unseres Ortes die ganze, etwa 1 ha 4 a 80 qm umfassende Bodenfläche, vom heutigen Kiesgrubenrand bis zum Weg nach Eimeldingen gerechnet, bis 7 m tief abgetragen wurde, die ganze Fläche, die heute als Kiesgrube dort aufgähnt und zumteil schon seit Jahren

⁴⁾ Alem. 3. F. I, 2/3, S. 112.

mit Wohn- und Oekonomiegebäuden bebaut ist. Man vergleiche nur den Grabungsplan zu meinem letzten Fundbericht und denke sich die beiden im heutigen Kiesgrubenboden stehenden ganz neu erbauten Scheunen im Plane dort weg. In dem da abgetragenen Grund und Kies ist zweifellos manches historische Mauer- und sonstiges Fundstück unbeachtet verschleudert worden. Ist ja ganz sichere Tatsache, dass „alte Häfen“ und „alte Scherben“ von den Grabern früher gar oft gefunden und als wertlos weggeworfen wurden. Das aber waren nichts anderes, wie eben meine planmäßigen Grabungen mit unwiderleglicher Deutlichkeit ergaben, als Ueberreste von jenem bronzezeitlichen Urnenfriedhof, von dessen Bestattungen ich inzwischen eine ganze Reihe am Kiesgrubenrand geöffnet und eine zweite zu öffnen angefangen habe. Und als ich seinerzeit meine Grabungen bei Gebäude I aufnahm, wurde mit jedem Kubikmeter bewegter Erde deutlicher, dass ein großes Stück der südlichen Fundamentmauern, weil untergraben und der Witterung ganz preisgegeben, längst zerstört und abgestürzt war.

Nehme ich schließlich meine obige Vermutung, dass die Königspfalz mit Gebäude I doch bereits gefunden sein könnte, noch einmal kurz auf und stelle das derzeitig von mir bewohnte, 1836 erbaute Pfarrhaus, ein starkes und geräumiges Haus mit 9 Zimmern, zum Vergleich. Dasselbe misst in der Länge 15 m, in der Breite 11,45 m, bei einer Mauerstärke von 60 cm. Dies, mein großes Pfarrhaus ist demnach nicht wesentlich umfangreicher und stärker als jenes alte, zerstörte Gebäude I auf dem Bergrain. Es würde aber selbst heute noch, bei nicht übermäßigen Ansprüchen, auch einem Fürsten zum vorübergehenden Aufenthalt genügen können. Warum sollte vor anderthalb Jahrtausenden ein Gebäude jenes Umfangs und jener Mauerstärke, zumal bei seiner ganz einzigartig landschaftlich schönen Lage, der schönsten hier, für Karl III. und sein Gefolge nicht zu vorübergehendem Aufenthalt haben genügen können? Genügte es zweifellos für den König vorübergehend, so erst recht in der Zeit der Nichtbenützung durch die Fürstlichkeiten für die Vornahme von Amtshandlungen der Rechtsprechung oder notariellen Beurkundung, wie solche beispielsweise anno 865 «in Chirihheim in cubiculo regis publice»⁵⁾ vorgenommen wurden. Sollte ich bei der Fortsetzung meiner Grabungen etwaige weitere, mit absoluter Bestimmtheit als die eigentlichen Fundamente der alten karolingischen Königs-

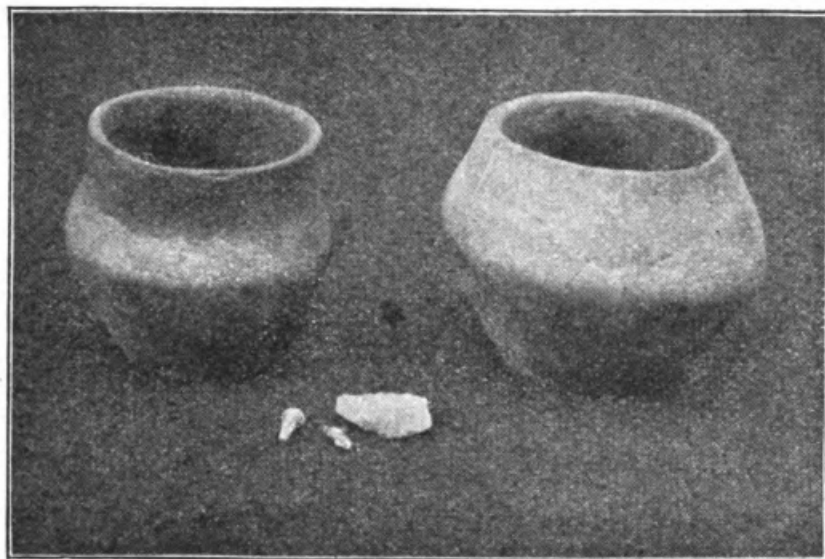
⁵⁾ Alem. N. F. VIII, 4, S. 273 f.

pfalz hier erkenntliche Mauern noch finden, dann bin ich der erste, der obige Hypothese umstößt. Bis dahin halte ich an ihr fest, um so mehr, als ich bei Untersuchung des Grabungsfeldes von U. 8⁶⁾, einer bronzezeitlichen Bestattung, etwa 50 m in nordwestlicher Richtung von Gebäude I (Westseite) entfernt, in der Humusoberschicht neben römischen Scherben solche ganz typisch karolingischen Charakters gefunden habe, eine Diagnose, die Dr. Drexel in Freiburg, Assistent an der Limeskommission, außer jeden Zweifel stellt. Diese Feststellung ist für mich natürlich von der allergrößten Wichtigkeit als erster, deutlicher karolingischer Fundbeweis auf dem von mir nun schon wiederholt als Standort für die karolingische Königspfalz hier literarisch und urkundlich in Anspruch genommene Bergrain. Nicht minder aber trifft dies zu in der Richtung der Geltung des Gesetzes kontinuierlicher Siedlung auch auf meinem hiesigen Grabungsfeld, wovon ich weiter unten bei Besprechung des Fundes von U. 8⁶⁾ noch zu handeln haben werde. —

Ich greife nun zurück auf den oben S. 1 bereits angeführten und von mir früher gemachten Glockenbecherfund aus der späteren neolithischen Zeit und verweise damit unter Einem auf meine früheren Funde aus der Bronze-, Römer- und Alemannenzeit. Aus diesen drei letzteren Epochen habe ich weitere, nicht belanglose Funde gemacht. Ich berichte zuerst über meine neuen bronzezeitlichen Funde. Deren sind es nicht weniger als 4, von denen freilich erst drei ihre völlige Erledigung und Rekonstruktion, soweit noch möglich, gefunden haben. Die vierte im Sommer 1910 in Gegenwart von Professor Dr. E. Fischer-Freiburg und seiner Studenten durch Präparator Th. Beurer vorgenommene Grabung konnte nicht ganz zu Ende geführt werden, weil ein obsttragender Baum im Wege stand, dessen Beseitigung oder auch nur Versetzung der Grundbesitzer damals nicht gestatten wollte und konnte. Diese meine Berichterstattung nimmt stets Bezug auf den meinem ersten Fundbericht beigefügten Grabungsplan und die dort mit U. 1 — U. 5 bezeichneten Fundplätze, deren Reihe ich als U. 6 — U. 9 fortsetze. Davon fallen U. 6 und U. 7 in die Reihe des Kirchener Urnenfriedhofs, die auf dem Plane von U. 4 aus in der Richtung U. 1 a läuft, diese fortsetzend und vorläufig abschließend. U. 8 und U. 9 eröffnen eine neue, nördlich der ersten laufende Parallelreihe, einsetzend zwischen U. 4 und U. 3.

⁶⁾ Vgl. S. 8f. dieser Abhandlung.

U 6. wurde östlich von U. 1 a am Kiesgrubenrand, d. h. dem Geländestreifen im Besitz von Friedrich Sollinger, gefunden. Da der Fundplatz von U. 1 a im Gelände, weil abgegraben, nicht mehr vorhanden, gebe ich den Fundort nach anderen, noch vorhandenen festen Punkten an. Der auf dem Plan eingezeichnete Feldweg schneidet in der Richtung von S. nach N. den Bergrain fast genau in zwei Hälften. Von der Westseite dieses Weges in senkrechtem Abstand von 23 m war der Fundplatz, bzw. 6,5 m südöstlich von dem alten Grenzstein, der seinerseits von der westlichen Feldwegseite 21,20 m senkrecht absteht. Der Urnenboden lag 75 cm, die eingedrückte Urnenoberfläche 50 cm



1

unter der Bodenoberfläche, so dass der Urnenrest noch eine Höhe von 25 cm hatte und im weitesten oberen Durchmesser 35 cm maß. Die Urne war eingebettet im gewachsenen Kiesboden. In der Humusoberschicht fanden sich römische Ziegelreste und eigenartige Schlacken. Das Ganze war eine typische bronzezeitliche Brandbestattung. Sie ergab bei der Untersuchung ein großes und zwei kleine in jenem liegende Gefäße, die sämtlich mit vielen verbrannten und zumteil kalzinierten Knochenresten gefüllt waren, unter denen sich auch zwei Bronzestückchen — Kopf und Bruchteil einer Nadel — und ein Feuerstein fanden. Bronzerest und Feuerstein sind mit den beiden kleinen rekonstruierten Beigefäßen — die Originale befinden sich in Karlsruhe — als Nr. 1 abgebildet. Ueber diese beiden Beigefäße möchte ich nur so viel bemerken: Das größere hat eine Höhe von 9 cm, der Durchmesser des Bodens beträgt 6 cm, des Bauches 11,5 cm, des Urnenrandes 8 cm; das kleinere, viel weniger ausgebauchte

Gefäß von gleicher Höhe hat 5 cm Boden-, 9,5 cm Bauch- und 7 cm Randdurchmesser. Die Farbe beider ist dunkelbraun; Verzierungen sind nicht vorhanden. Die große, umschließende, rötlich-schwarze und 8 mm starke Urne war nur teilweise wiederherzustellen; sie hatte am Boden einen Durchmesser von 14,5 cm, am Bauch einen solchen von 35 cm, die Höhe des Restes vom Boden bis zum Bauch betrug noch 19 cm. Es handelte sich wohl um eine Urne in der Größe von U. 37). Ueber dieser großen Urne lag, zumteil in sie eingedrückt, ein außen gekerbtes Randstück von einer größeren, dickeren und gröberen Urne, das innen eine etwa 5 mm dicke schwarze, darauf eine etwa 5 mm dicke lehmartige und außen eine etwa 1 mm starke Ziegelschicht zeigte. Dies Urnenstück scheint nur als Deckel zu U. 6 gedient zu haben.



2

U 7. lagerte gleichfalls im Kiesurboden östlich von U. 6 im Abstand von 5 m, vom westlichen Feldwegrand 18 m senkrecht entfernt. Auch sie war stark zusammengedrückt; ihr Boden war aber nur 55 cm unter dem gewachsenen Boden, ihre Oberfläche dagegen 29 cm, so dass die Höhe des Restes noch 26 cm betrug; ihr weitester oberer Durchmesser betrug 33 cm. Auch hier fanden sich in der Humusober-schicht römische Ziegelstücke und Scherben, worunter etliche schöne Stücke terra sigillata, unter denen die Reste eines tellerartigen Gefäßes mit Stempelfragment, das in Freiburg durch die Güte von Professor Fischer mir rekonstruiert wurde und welches ich unten noch eingehender besprechen werde; auch Eisennägel fanden sich. Als diese letzteren Fundstücke an ihren Fundplatz kamen, mag U. 7 wol schon gestört worden sein, so dass die äußere große Urne nicht mehr herzustellen war. Dagegen gelang die durch Geheimrat Wagner gütigst vermittelte Rekonstruktion vortrefflich von den 4 inneliegenden und unter Nr. 2

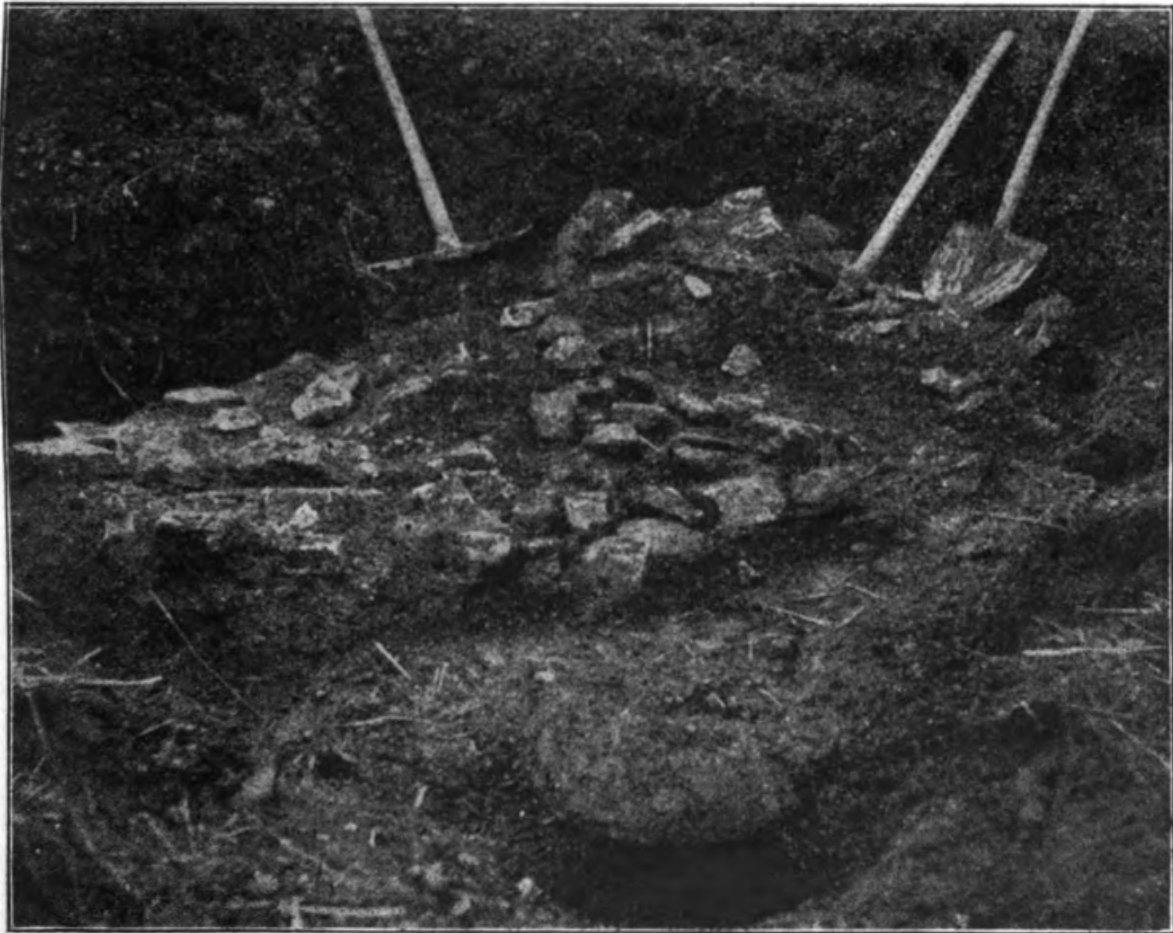
7) Alem. 3. F. I, 2/3, S. 108, Abbildung 4.

abgebildeten Beigefäßen, deren Originale gleichfalls in der Altertumssammlung in Karlsruhe sind. Das schönste ist ein feiner, dünner, schwarzer Topf mit hübschen Parallelstrichverzierungen am Bauch, die senkrecht stehen zu eben solchen Strichen am Halsstück, die um dieses im Kreise herumlaufen. Seine Höhe ist 10 cm, die Standfläche beträgt 3,5 cm, die Bauchweite etwa 12 cm, die lichte Halsweite etwa 8 cm, der nach außen gebogene Rand ist etwa 6 mm breit. An der Mittelkante des Bauches in ungefähr gleichem Abstand von einander finden sich vier halbe Warzen. Dies Gefäß hat Aehnlichkeit mit dem kleineren Gefäß von U. 2⁸⁾, nur verjüngt es sich nach oben nicht so sehr wie jenes. Das zweite Beigefäß ist ein tellerartiges, schwarzes Schüsselchen, etwa 2 cm hoch, mit etwa 4 cm breitem Boden und 14,3 cm oberster Weite, wobei der etwas nach unten gebogene, 9 mm breite Rand eingerechnet ist. In der Mitte ist eine runde, etwa 7 cm oberst durchmessende Vertiefung, von deren Kreis aus ein 3,5 cm breiter, nur schwach ansteigender Rand ansetzt, der in jenem 9 mm breiten, etwas nach unten gebogenen Rand endet. In diesem größeren Teller war ein ganz kleiner, schwarzer Teller eingebettet. Seine Standfläche ist 2 cm, die obere Lichtweite 5,8 cm, den etwa 1 cm nach unten gebogenen Rand eingerechnet ergibt sich eine oberste Weite von 7,8 cm. Das vierte beim Fund sehr mürbe und brüchige, aus roter Ziegelerde gefertigte Beigefäß ist ein Schüsselchen, 3,2 cm hoch, mit einer Standfläche von 2 cm, oberster Lichtweite von 7,5 cm, ohne den etwa 1 cm breiten Rand. Der ganze Urnenrest war mit verbrannten Knochen gefüllt, wie U. 6, doch fanden sich leider keinerlei Zutaten.

U. 8 eröffnet, nach den bisherigen Funden, eine zweite Bestattungsreihe des hiesigen Urnenfriedhofs, die nördlich von U. 4 bis U. 1 a, bzw. bis U. 6 und U. 7 fast parallel zu dieser Urnenreihe zu laufen scheint. Bei diesem Fund bot sich uns ein ganz neues, anders geartetes Grabungsbild. Beim Geländeuntersuchen mit dem Probiereisen bemerkten wir auf den Baumstücken der Gebrüder Schlotterer, etwa auf der Grenze der Grundstücke Nr. 331 und 332 im Grabungsplan, eine Steinlagerung. Sollten das weitere Fundamentmauern sein? Hacke und Spaten setzen ein, und wir finden eine merkwürdige Steinsetzung mit südöstlich angelagerter Urne. Dieser Urnenfund überraschte uns bei der eigenartigen Lagerung zunächst völlig. Das Bild Nr. 3, zu dem mir Maler Jakob Schopferer hier die Photo-

⁸⁾ Alem. 3. F. 1, 2/3, S. 118/119, Abbildung 2.

graphie gütigst besorgte, gibt die ganze Situation ungefähr wieder. Die Steinsetzung verlief in der Richtung S. nach N., im N. etwa 1,60 m, in der Mitte 1,50 m, im S. 1,10 m breit und 2,30 m lang. Dieselbe hatte in ihrer ganzen Schichtung große Aehnlichkeit mit der seiner Zeit an der „Drille“ entdeckten Steinsetzung;⁹⁾ nur waren die Steine durchschnittlich kleiner und nicht so fest gefügt. Sie lag 40 cm unter der Bodenoberfläche, maß selber in der Höhe 25 cm, hatte mit ihrer Südseite 8 m senkrechten Abstand von der Grenze Wilhelm Schlotterer — Erhard Herr (Grundstück Nr. 331



3

und Grubenrand), mit ihrer Nordseite 5 m senkrechten Abstand von der Grenze Jakob Schlotterer — Wilhelm Littin (Grundstück Nr. 332 und 333), mit ihrer Westseite 25,80 m von der westlichen Abhanggrenze. In den Steinen derselben eingestreut fanden sich Urnenscherben, ebenso wie unter den Steinen. Unter der 25 cm hohen Steinsetzung war eine 35 cm hohe Schicht aufgefüllter Erde, in der sich auch Urnenscherben fanden. Unter jener Erdschicht war wieder eine gleichartige zweite Steinsetzung von gleicher Höhe, aber 3 m Breite. Auch

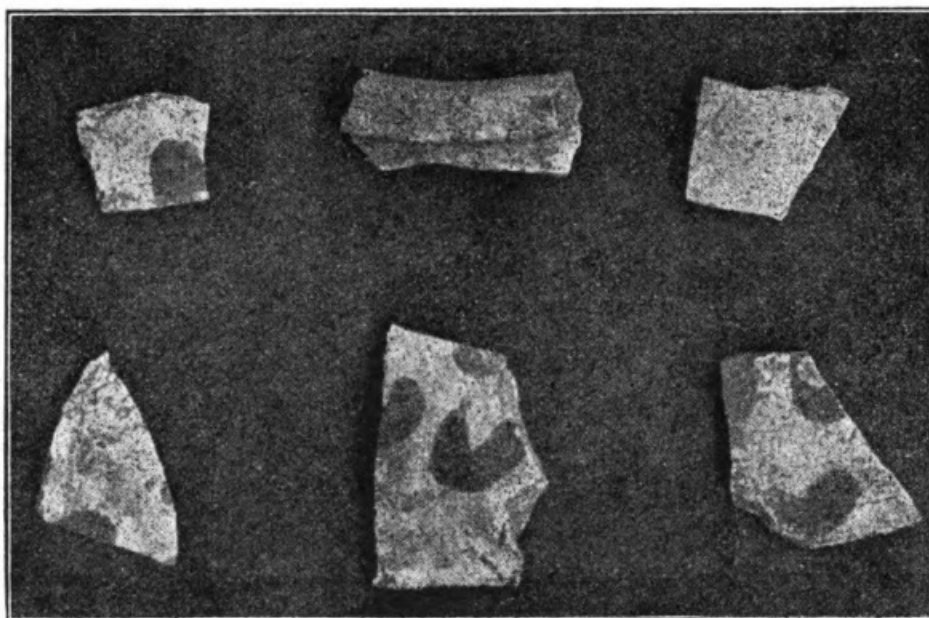
⁹⁾ Alem. 3. F. I, 2/3, S. 112/113, Abbildung 11.

hier fanden sich noch ein paar Scherben und ein längliches, spitz zulaufendes Eisenstück. Auf beiden Steinlagerungen sowie in der Erdzwischen-schicht waren außerdem viel Asche, Holzkohlenreste und angebrannte Knochen gelagert, so dass man den Eindruck von einem Brandplatz hatte, waren ja doch auch viele Steine vom Brande geschwärzt. Ganz oben auf der obersten Steinlagerung lagen größere Stücke Knochen, die sich bei der Untersuchung durch Professor Fischer als solche vom Schwein und Rind auswiesen, und ein hufeisenähnliches Eisen nebst Nägeln. Im nordwestlichen Eck der Steinsetzung lagen zwei alte, verrostete Schlüssel, in deren Nähe dünnere Urnenscherben. Im S. O. außerhalb der Steinsetzung — dieselbe zeigte an dieser Stelle einen rechtwinkligen Ausschnitt — hatte die ziemlich große Urne ihren Standort. Sie saß auf dem Urketschboden in einer Tiefe von 65 cm auf, maß noch in der Höhe 30 cm, hatte also in ihrem oberen Teil einen Abstand von 35 cm von der Bodenoberfläche. Der weiteste obere Durchmesser des Urnenrests betrug 45 cm, der des Urnenbodens — nach dem Abdruck auf dem Urboden — 17 cm. Die Urne stand mit ihrem westlichen Rand 40 cm von der östlichen Seite der Steinsetzung ab. Der nördliche Teil der Urne war abgerissen, was aber nur zum geringsten Teil bei unserer Grabung geschehen war, wo allerdings einige zu jener Urne gehörige Scherben herauskamen, ehe wir die Urne, deren Vorhandensein man gar nicht vermuten konnte, bemerkten. Vorsichtig umgruben wir dann den Urnenrest, der leider bei Entnahme trotz aller Sorgfalt in Stücke fiel, nachdem aber zuvor das Gesamtgrabungsfeld mit Urne photographiert war. Unter den vielen und vielerlei im ganzen Grabungsfeld bunt zerstreuten Scherben waren mir ein paar weißliche, hellklingende mit roten Tupfen besonders auffällig. Unter den gefundenen Steinen war ein solcher merkwürdig behauen mit breiter, glatter, rundlicher 17 cm durchmessenden Fläche, auf der Gegenseite aber rauh behauen und auslaufend in eine rundliche, etwa in eine Menschenhand passende Erhöhung. Ich dachte: Vielleicht ein Reibstein von einer Handmühle, zumal daran noch Reste gequetschter Gerste zu sein schienen! — Was war aber das Ganze? In der vorgefundenen Verfassung machte es nicht ohne weiteres den Eindruck einer bronzezeitlichen Bestattung, denn Eisen war dabei. Sollte es daher Hallstattgrab oder eine Bestattung aus noch späterer Zeit sein? Aber dann wieder das wirre Durcheinander der Scherben, Knochen, Eisenstücke, und die Urne, die wir beim Graben so nicht zerstört hatten! Ein gestörtes Grab? — Ich setzte mich mit Professor Fischer ins Be-

nehmen, übersandte ihm den ganzen Fund mit meinen obigen Fundnotizen zur Begutachtung. Das sachkundige Urteil, das mir daraufhin zuging, ist im wesentlichen das folgende: Hallstattzeit ist ausgeschlossen, vielmehr handelt es sich um Bronzezeit wie bei den früheren Urnen. Dass Urne neben der Steinsetzung ist nichts besonderes, immerhin erwähnenswert; dass sie im vorliegenden Falle zur Steinsetzung gehört, scheint ganz sicher. Der oberste Teil der Steinsetzung ist offenbar später gestört, wiederholt gestört, vielleicht schon zur Römerzeit, auf die einzelne Scherben hinzeigen, oder bei Baumpflanzung oder Anlegung eines Rübellochs in neuerer Zeit. Jedenfalls sind die Eisenstücke größtenteils rezent, und die Schlüssel haben unter keinen Umständen mit der ursprünglichen Steinsetzung und Bestattung etwas zu tun. — Dass die Urne früher schon gestört war, ergab sich bei der Untersuchung der Scherben mit zweifelloser Gewissheit. Bei der Grabung und Bergung war auch nicht ein Stückchen der Urne verschleudert worden, und doch fehlte schließlich beim Rekonstruktionsversuch der obere Rand völlig, es waren nur Schulter-, Seiten- und Bodenstücke vorhanden, aus denen die ursprüngliche Urnenform leider nicht mehr im ganzen Umfang zu gewinnen war. Das Schicksal der äußeren großen Urne teilten denn auch die von ihr umschlossenen Beigefäße, deren es mindestens 3 waren. Das Gesamtgewicht der verbrannten Knochen in allen Gefäßen zusammen betrug übrigens noch etwa 600 Gramm. Nun noch einige kritische Bemerkungen über die verschiedenartigen Fundstücke im Grabungsfeld U. 8, das eigenartige Steingebilde, die Eisenreste, insbesondere die Schlüssel und die Scherben, vor allem die weißlichen, hellklingenden, rotbetupften anlangend. Ueber den oben bezeichneten Stein mit dem Handgriff schrieb mir Professor Fischer: „Wenn er in absolut intaktem, tadellos erhaltenem Grabe ohne Beigabe aus anderer Zeit gefunden wäre, könnte man sicher an Reibstein oder Deckel denken. So aber, wo ganz junge Scherben und sicher römische dabei sind, muss man auch für den Stein an solche späte Entstehung denken.“

Die Schlüssel bezeichnete mir Professor Fischer als sicher mittelalterlich. Und jene weißen, klingenden und rotgetupften Scherben erklärten die Sachverständigen in Freiburg übereinstimmend als „ganz typisch karolingisch“. Dazu versicherte Dr. Drexel ausdrücklich, dass an dieser Diagnose kein Zweifel sei. Nr. 4 umseitig gibt, soweit möglich, ein Bild dieses karolingischen Scherbenfundes. Dazu wäre zu vergleichen Konstantin Könens

Abhandlung über „Karlingisch-fränkische Töpfereien bei Pingsdorf“, insbesondere das unter „f Bemalung“ und „h Brand, Oberfläche und Farbe“ dort Gesagte, veröffentlicht in Bonner Jahrbücher, Heft 103 (1898) S. 115—122 mit Tafel VI. Ich habe schon oben S. 1 und S. 5 dieser Abhandlung die



4

weittragende Bedeutung dieser sicher karolingischen Scherbenfunde als ersten Fundbeweis im Gelände für die Richtigkeit des bisher nur literarisch und urkundlich ermöglichten Beweises dafür, dass die karolingische Königspfalz auf dem hiesigen Bergrain stand, nachdrücklichst hervorgehoben und unterstreiche hier diese bedeutsame Feststellung noch einmal. Aber eins muss ich den Fund U. 8 im ganzen zusammenfassend noch bemerken: Sicher ist nun, dass das alte Bronzegrab wiederholt gestört war, und zwar in römischer, karolingischer und mittelalterlicher Zeit und wol auch noch im vorigen Jahrhundert, abgesehen von unserem neuesten Grabungseingriff. Damit ist aber ebenso sicher, dass derselbe Boden außer in der Bronzezeit römisch und karolingisch besiedelt war. So gestaltete sich für mich das Fundergebnis von U. 8, das mich anfänglich recht wenig befriedigte, schließlich doch noch zu einem unerwartet erfreulichen und inhaltsvollen.

Fund U. 8 gab mir aber auch gleichzeitig die Richtung an, in der ich mit ziemlicher Bestimmtheit grabend weitere Urnen noch finden konnte, wenn ich wollte. Eine Parallelreihe von Bestattungen zur ersten Urnenreihe an der Kiesgrube schien ja, wie ich nun schon wiederholt bemerkte, mit U. 8 einzusetzen. Da machte mir Professor Fischer den

Vorschlag, in der von mir angedeuteten, mit U. 8 vermutlich beginnenden Parallelrichtung zu U. 4 bis U. 7 in östlicher Richtung eine Grabung in Gegenwart seiner Studenten vorzunehmen. Dies geschah durch Präparator Beurer. Und in der Tat stießen wir 2,90 m östlich von U. 8, auch wiederum wie bei U. 8 in senkrechtem 8 Meterabstand von der Grenze des Grundstücks Nr. 331 und dem Grubenrand im Süden und 28,70 m von der westlichen Abhanggrenze entfernt auf U. 9, d. h. auf eine ganz gleichartige Steinsetzung wie die westlich nebenan entdeckte. Dieselbe war, wie die vorige, zweifellos ein Begräbnis auf dem Feld des bronzezeitlichen Kirchener Urnenfriedhofs und wies auch zwischen den Steinen bronzezeitliche Scherbenstücke und Schweins- und Rindsknochen auf. Auch hier stand die Urne vermutlich seitlich von der Steinsetzung in südöstlicher Richtung zu jener, wie bei U. 8. Vermutlich sage ich deshalb, weil, wie schon oben bemerkt, die Grabung nicht zu Ende geführt werden konnte, da der fruchtebedeckte Zwetschgenbaum an entscheidender Stelle die Grabungsforschung damals hinderte. Vielleicht kann die Untersuchung nachträglich noch vollendet werden.

Diese meine vier neuen Urnenfunde insgesamt aber erheben in Verbindung mit ebensolchen früheren zur zweifellosen geschichtlichen Gewissheit die in Wagners „Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Oberland“ S. 159 unter Nr. 275 „Kirchen“ auf Grund eines Einzelfundes zunächst nur aufgestellte Behauptung: „Bei der Kiesgrube hinter dem Gasthaus «Zum Rebstock» ein Urnenfeld aus der jüngeren Bronzezeit“. So ist Kirchen, wie in der Steinzeit schon, auch in der Bronzezeit noch besiedeltes Kulturgebiet, aber auch noch in der Römer-Alemannen- und Karolingerzeit und von da an fortlaufend erst recht bis heute. Freilich fehlen als Zwischenglieder noch die Hallstatt- und La Tèneperiode, für welche bisher keine Funde wissenschaftliches Zeugnis ablegen. Dennoch dürfte durch meine bisherigen Grabungen das Gesetz „kontinuierlicher Siedlung“ auch für Kirchen einigermaßen, wenn auch noch nicht ganz lückenlos, belegt sein.

Dass auch die Römer in Altkirchen hausten, den Beweis dafür habe ich schon in meinem letzten Bericht angetreten mit Besprechung der Gebäude I, II und III (im Grabungsplan) auf dem Bergrain, deren ausgegrabene Fundamente römische Technik verrieten, mit der Besprechung der auch sonst auf dem Bergrain vorgefundenen römischen Ziegel-

stücke (bisher ohne Legionsstempel) und Gefäßscherben, worunter wenn auch nur vereinzelte Terrasigillatastücke, Nägel, Eisenstücke usw. Dass Münzenfunde noch nicht gemacht worden sind, ist zu bedauern. So kann die römische Periode für Kirchen zeitlich noch nicht genau und einwandfrei festgelegt werden. Spätromisch scheint aber alles Gefundene zu sein. Das würde durchaus stimmen zu den Behauptungen von Ernst Fabricius in seinem Neujahrsblatt 1905 über „Die Besitznahme Badens durch die Römer“ S. 31: „Es fehlen in unserem Lande Funde frühromischer Zeit durchaus. Auch die archäologische Durchforschung bestätigt lediglich, was wir aus der geschichtlichen Ueberlieferung oder eigentlich aus dem Fehlen irgend welcher Nachrichten schließen müssen, dass Baden und die angrenzenden Teile von Hessen und Württemberg in der ersten Kaiserzeit so gut wie verlassen und verödet waren“. Und Seite 33: „Die römische Besitzergreifung rechtsrheinischen Gebiets in Südwestdeutschland ist das Werk Vespasians.“ Demnach dürften die Römer auch in Kirchen festen Fuß gefasst haben erst etwa um 70 n. Chr., zur Zeit der Eroberung Jerusalems durch die Römer.

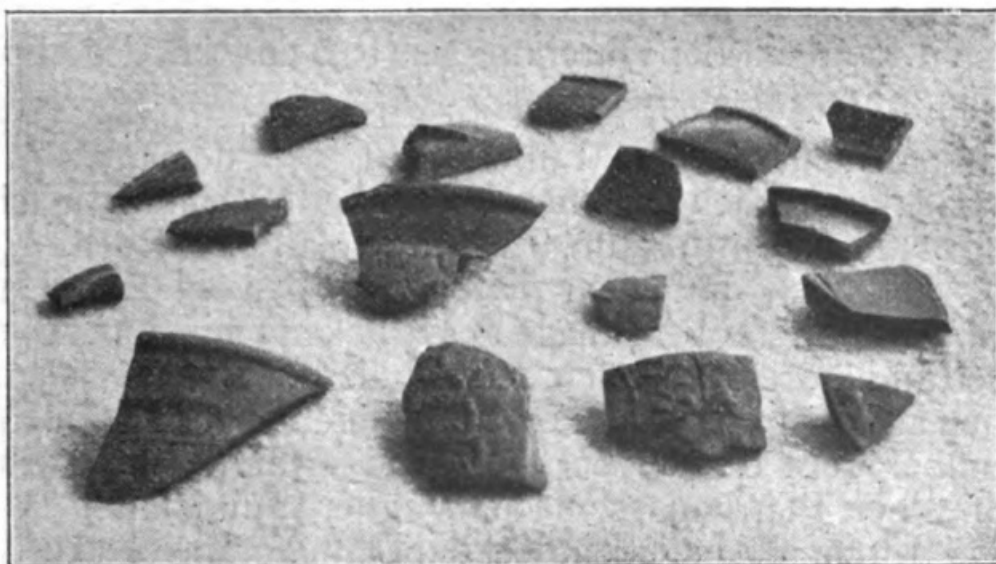
Es ist mir eine freudige Genugtuung, den Beweis, wie für karolingische, so auch für römische Siedlung hier in Kirchen am Oberrhein erstmals angetreten zu haben. Diesen letzteren Beweis führen meine früheren römischen Funde, ihn verstärken meine neuen römischen Funde. Ich kann nur wiederholen aus meinem früheren Fundbericht auf Grund der Grabungsergebnisse bei über 50 Versuchslöchern, die ich auf dem Bergrain, suchend nach weiteren Fundamenten, im letzten Winter an verschiedensten Orten machen ließ: Wo man auch gräbt, überall findet man, fast schon beim ersten Spatenstich, römische Ziegelstücke und meist auch römische Scherben. Wo diese sich finden, müssen auch Römer einst gehaust haben, also auch auf dem ganzen Bergrain, dem Siedlungsplatz schon in der Bronzezeit. Nirgends aber fanden wir so viel römische Scherben beisammen, als an der sogenannten „Drille“, wo wir sie massenweise zutage förderten, freilich so zerstört, dass auch nicht ein Gefäß rekonstruierbar war. Das Bild Nr. 5 zeigt eine Auswahl solcher römischer Scherben in bunter Mischung: Hals-Bauch-Bodenstücke, Henkel von Amphoren und dergleichen. Ein teilweise hergestelltes Bruchstück aus dünnerem, grauem Ton zeigt auf der Außenseite eine Inschrift, die mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln bisher aber nicht zu entziffern war — im Bilde das mittlere Scherbenstück im

Vordergrund mit Ansicht der Innenseite. Das weitere Bild Nr. 6 bringt einige Beispiele von unseren Terrasigillatafunden¹⁰⁾, von denen fünf im Vordergrund des Bildes recht schöne Muster aufweisen; eins, das äußerste rechts, scheint



5

eine Kindergestalt darzustellen. Die Glasur an der Außenseite der Terrasigillatastücke war größtenteils zerstört. Das Merkwürdige aber an diesen Terrasigillatafunden ist, dass



6

sie zumeist bei und über unseren bronzezeitlichen Urnenfunden gemacht wurden, so in der unmittelbarsten Nähe von U. 6 und U. 7. Bei U. 7 entdeckten wir, wie oben

¹⁰⁾ Vergl. auch „Röm. Gefäße aus Terrasigillata von Riegel am Kaiserstuhl von O. Fritsch“ (Veröffentlichung des Karlsruher Altertumsvereins 4. Heft 1910) S. 13 f., 23 f., und 25 f.

Dies ist im wesentlichen⁸ das Fundergebnis meiner Grabungen im Winter 1909/10, bei denen vor allem mein Freund, Zeugoberleutnant Dubian-Efringen, der nun leider durch seine Versetzung nach Mainz als Mitarbeiter mir entzogen ist, dankenswerteste Unterstützung in reichstem Maße



8

mir zuteil werden ließ durch uneigennützig Besorgung der photographischen Arbeiten, welche mit den von Professor Fischer-Freiburg und Maler Jakob Schopferer hier mir gütigst zur Verfügung gestellten Aufnahmen die Abbildungen zu dieser Abhandlung erst ermöglichten. Aber auch für die staatliche Hilfe durch Mittelgewährung zur Ausführung meiner Grabungsarbeiten nicht minder dankbar, darf ich wol zuversichtlich rechnen mit der ferneren Unterstützung des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts zur Fortsetzung meiner archäologischen Untersuchung auf Ge-

markung Kirchen und Umgebung zur Gewinnung namentlich auch etwaiger weiterer karolingischer Funde und in Verbindung damit von weiteren Beweisstücken für die karolingische Königspfalz hier, ob diese nun meine neue, S. 2ff.



9

dieser Abhandlung aufgestellte Hypothese stützen und fester gründen, oder endgültig zerstören werden. Weitere Ergebnisse in der einen oder anderen Richtung, die zweifellos im schweigsamen, uralten Kulturboden noch verschlossen liegen, müssen schließlich meine angefangene Untersuchung zum gewünschten wissenschaftlichen Abschluss bringen.

Die Anfänge des Nonnenklosters Rheintal bei Müllheim.

Von Hermann Mölbert.

Die älteste Nachricht über den Weiler Rheintal bei Feldberg, in dem ums Jahr 1255 noch das Nonnenklösterlein Rheintal stand, findet sich im Codex Laureshamensis II S. 546 No. 2694. Es heißt dort: «Donatio Lantperti in villa Rinidela. Ego in Dei nomine Lantpertus pro remedio animae meae dono ad sanctum Nazarium & c. in pago Brisgowe in villa Rinidela. quidquid habere visus sum in mansis, pratis, vineis, mancipiis, aquis, stipulatione subnixa. Actum in Monasterio Laurisham die VII Calendas Martii anno VI Caroli regis» (d. h. am 23. Februar 764).

Wann die ältesten Ansiedler sich in Rheintal niedergelassen haben, ist nicht festzustellen. Es waren wol Alemannen, Schwaben, denen es in dem stillen, von drei Seiten von Bergen eingeschlossenen Rinnsal gefiel. Fridolin, dessen Kloster Säckingen noch im 17. Jahrhundert Güter in Obereggenen besass und Trudpert, dessen Kloster noch lange nach der Reformation in Feldberg begütert war, scheinen den meisten Anspruch darauf zu haben, gerade auch für das Markgräflerland unter die Bringer des Evangeliums gezählt zu werden. Unter dem Schutze der fränkischen Könige und unter dem Drucke der neuen Alemannengesetze seit dem Jahre 620 war wol das ganze Breisgau, das ja unter fränkischer Oberhoheit stand, und auch die villa Rinidela christianisiert worden. Ritter, Edle, Adelige gab es nie in diesem Orte. Die Urkunde nennt mancipia, Hörige, die auf ihren Höfen zu Rheintal die Landwirtschaft betrieben in pratis et vineis und an Lantpert eine gewisse Summe Geldes oder Naturalien als Pachtzins zahlten. Lantpert war ein Unterländer und legte mit dieser Schenkung in Rheintal an den hl. Nazarius d. h. an das Kloster Lorsch an der Bergstrasse, den Grund zu dem ausgedehnten Güterbesitze, den das eben gegründete Kloster Lorsch später im Markgräflerlande aufzuweisen hatte. Lorsch machte St. Gallen Wettbewerb. Es schenkten z. B. an Lorsch Ruthard in Seefeld 1 Hube, Rentnich in Zunzingen seinen ganzen Besitz und 8 mancipia, Reginbod in Buggingen gleichfalls

all seine Habe, Bertfried in Sulzbergenheim 2 Wiesen und 1 Weinberg, Dudo in Müllheim all sein Eigentum, 1 mancipium cum huba et filiis, Adelgart 2 villas Wilere et Padaperc cum omnibus appenditiis suis, cum mancipiis, aedificiis, vineis, terra culta et inculta; Ditbald, Wanmund, Rodleich schenkten pro remedio animae ihren Besitz im Weilertale, Ruther, Gunther, Muniswint, Gunzio, Friedbert ihren Besitz in Buochheimer marca.

Wie lange das Kloster Lorsch seinen so entlegenen Besitz in Rheintal behaupten konnte, ist nicht ganz sicher zu ermitteln. Die im Schwarzwald neu entstandenen Klöster Thennenbach, St. Peter, St. Blasien und die in nächster Nähe von Rheintal gegründeten Mönchs- und Nonnenniederlassungen in Bürgeln, Sulzburg, Au, usw. verdrängten nach und nach die alten Klöster zum teil auch aus ihren Besitzungen.

Stammt die älteste Urkunde aus der Zeit des großen Kaisers Karl, so führt uns die zweite, in der vom Kloster Rheintal die Rede ist, in die Zeit des Interregnums, ins Jahr 1255. Inzwischen hatte der Sausenberg seine Burg bekommen, die im Gegensatz zum „alten Schloss“ auf der Grüneck auch als Neweburg bezeichnet ward, und die Landschaft ihren Markgrafen, Badenweiler sein Schloss und seine Herrschaft, Feldberg sein Ulrichskirchlein, Gennenbach seine Kapelle zum hl. Michael, Niedereggenen zu seiner Pfarrkirche die Wallfahrtskapelle ze sant Barbel, Obereggenen nach den Bestimmungen des Lieler Vergleichs vom Jahre 1130 seine Leutpriersterkirche und seinen Leutprierster, und der Weiler Rheintal hatte sein Monasterium Cisterciensis ordinis mit einem Conventus sororum und einer Äbtissin Hedwig. Während wir über die Entstehung der Probstei Bürgeln und des Benediktinerinnenklosterleins Sitzenkirch durch zuverlässige Nachrichten gut unterrichtet sind, während Abt Gerbert von St. Blasien über Gutnau berichtet, dass Guta, der letzte Spross der Herren von Au mit Nonnen von Sitzenkirch das ererbte väterliche Schloss in ein Kloster verwandelt habe, versagen die Quellen über die Entstehung des Klosters im Weiler Rheintal vollständig.

Den Markgrafen jener Zeit war ein frommer, zu kirchlichen Diensten und Stiftungen geneigter Sinn nicht abzusprechen. Markgraf Hermann V. war im Jahre 1221 als Kreuzfahrer in Ägypten gewesen und hatte in Lichtental ein Kloster für Zisterzienserinnen gestiftet, das im Jahre 1248 eingeweiht wurde und in welchem er und seine Frau sich begraben ließen. War ein Markgraf der Stifter?

Morimund in der Diözese Langrès, eine der ältesten direkten Stiftungen von Citeaux hatte im Jahre 1119 die

Abtei Belval (bella vallis) im Departement Haute Saône gestiftet, und von hier aus gründeten 12 Mönche mit ihrem Abt an der Spitze im Jahre 1123 das Kloster Lützel im Elsass, das Bertold I. von Neuenburg (Sausenburg?), Bischof von Basel, im Jahre 1124 der Jungfrau Maria weihte. Im Jahre 1509 wurde beschlossen «quod prioratus de valle raeni Monasterio de Lucella uniretur, anecteretur et incorporetur», während er bis dahin «Monasterio Cistercii immediate subjectus» war, wie Abt Theobald von Lützel damals an Abt Jacobus zu Citeaux schrieb. Ging die Stiftung des Klosters Rheintal von Lützel aus oder direkt von Citeaux? Oder regte die Tätigkeit der Predigermönche, die von Rat und Bürgerschaft unter Zustimmung des plebanus Rudolf nach Freiburg berufen und vom Grafen Konrad 1238 mit den dortigen Hofstättenzinsen beschenkt wurden, einen Freund klösterlichen Lebens zu einem Klosterbau in Rheintal an? Stille, abgelegene Täler mit Wiesen, Hainen und rinnenden Bächlein, wie Tennenbach, Günterstal und Rheintal entsprachen ganz dem Geschmack der Zisterzienser. Nach dem Tode des letzten Zähringers baute im Jahre 1221 sein Erbe auf Kybburg ein Haus und Kirchlein „Günterstal“ und nach dessen Tode zogen seine zwei Töchter Adelheid und Berta mit einigen anderen Jungfrauen als Nonnen dahin. Um 1235 sahen Oberrieder Bauern auf einem der Waldhügel am Feldberg helle Lichter und hörten Geläute; als das dem Herrn der Gegend, Herrn Rudolf von Thengen, Domprobst zu Straßburg, zu Ohren kam, deutete er es auf Altarlichter und Chorgesang und redete den Günterstaler Nonnen ein, ihr Kloster dorthin (St. Wilhelm) zu verlegen. Das geschah 1238. Aber wegen der großen Schwierigkeit, die Lebensmittel dorthin zu bekommen, wegen der großen Unfruchtbarkeit des Bodens und aus anderen Gründen rief sie der Abt von Lützel nach 6 Jahren voller Not und Entbehrung wieder nach Günterstal zurück. Ob von diesen Nonnen ein Teil sich im Weiler Rheintal niederließ? Doch genug der Möglichkeiten und Vermutungen. Wir müssen uns mit der unumstößlichen Tatsache begnügen, dass noch im Jahre 1255 das Kloster Rheintal im Weiler Rheintal stand. Äbtissin und psalmsingende Nonnen riefen es ins Tal hinab «qualiter monastica sit instituta religio», wie der Lieler Vergleich vom Jahre 1130 von Bürgeln sagt. Nach alter Überlieferung stand das Gebäude in Rheintal im jetzigen Raupp-schen Garten. Ein bescheidenes Klösterlein jedenfalls nach Umfang und Einrichtung; und auch der Küchenezettel des Klosters wird mit dem Speisezettel des Reichenauer Missionstisches, der an gewöhnlichen Tagen „höchstens 5 Speisen“ erlaubte,

an Hauptfesten aber 10–12 Speisen zuließ zu einer einzigen Mahlzeit, kaum einen Vergleich aushalten können. Wenn je Gelüste nach lukullischen Genüssen und Fasttagen in dem Herzen einer Rheintaler Nonne aufsteigen wollten, so musste sie diese weltlichen Gedanken durch Erinnerung an den heiligen Stifter ihres Ordens niederschlagen. Gerade, weil die Mönche so verweltlicht waren, hatte sich ja der hl. Robert in die Einöde von Citeaux zurückgezogen, um dort unter dem Schutze des Grafen Odo, der ihm ein Kloster baute, in strengster Askese nach der Regel des hl. Benedikt zu leben. Um Clugny noch an Einfachheit zu überbieten, wurde von den Zisterziensern kein Schmuck von Gold oder Silber im Kloster geduldet, abgesehen von den vergoldeten silbernen Abendmahlskelchen; auch das Kruzifix in der Kirche sollte nur aus Holz sein. Die Zisterzienserklöster sollten und wollten nichts anderes sein als Zufluchtsstätten der Frömmigkeit, Übungsschulen der Tugend und Heiligkeit. Die Insassen sollten nur durch strenge Einhaltung der Regel des hl. Benedikt sich selber vervollkommen; der Außenwelt gegenüber hatten sie keine Mission; Unterricht, Krankenpflege, Seelsorge gehörten nicht zu ihrer Aufgabe. So müssen wir uns auch das Leben der Nonnen in dem stillen, abgelegenen Winkel zu Rheintal als ein von der Welt abgeschlossenes beschauliches Leben in Armut und Enthaltbarkeit vorstellen. Das anfangs graue Gewand wurde auf Anordnung der Jungfrau Maria bald mit einem weißen vertauscht, das die Rheintaler Nonnen mit einem schwarzen Gürtel zusammenhielten, während das Antlitz ein grauer oder schwarzer Schleier bedeckte. Außerhalb des Klosters gingen die Nonnen ganz in schwarz gekleidet.

Schon um 2 Uhr morgens erhoben sich die Nonnen von ihrem Lager und versammelten sich beim Läuten des Glöckleins zur Frühmette. Der Gottesdienst, nach Jahres- und Festzeit verschieden, zog sich durch alle 6 kanonischen Stunden des Tages hindurch; in einer Woche sollte der ganze Psalter durchgesungen sein. Für gewöhnlich gab es täglich nur 2 Mahlzeiten, an Fasttagen nur eine; erkrankte Schwestern wurden besser verköstigt. Zur Tagesbeschäftigung gehörten fortwährende Übung im Gehorsam, in Schweigsamkeit und Demut. Dem Müßiggange wehrten Handarbeiten. Bei Tische wurde vorgelesen. Vor der *Conversio morum* verschenkten die Novizen ihr Hab und Gut an das Kloster oder an Arme. So schrieb es die Regel des hl. Benedikt vor, und die Nonnen werden sich namentlich in der Zeit der „ersten Liebe“, als ihr Klösterlein

noch im alten Rheintal stand, an diese Lebensordnung treu gehalten haben.

Da — es war im Sommer des Jahres 1255 — erhielt die Äbtissin Hedwig und ihr Konvent, aber gewiss nicht unvorbereitet und unerwartet, die Mitteilung von einer geplanten Verlegung ihres seitherigen Wohnsitzes. Aber es waren nicht abergläubische Schwarzwaldbauern, die mit Erzählung einer Spukgeschichte dazu Anlass gaben, sondern der Plan kam von einem Grafen. Es war „Chunradus comes et dominus de Friburch“. Der Vater dieses Grafen namens Egeno II. hatte zur besseren Beherrschung Freiburgs die untere Burg gebaut und die Klöster Allerheiligen und Tennenbach, in welch letzterem er begraben ward, beschenkt. Sein Bruder Heinrich, erster Herr von Fürstenberg, beschenkte im Jahre 1257 die Johanniter in Villingen. Sein Sohn hieß auch Konrad und war seit 1255 plebanus am Münster in Freiburg, wurde dann 1281 Domprobst in Konstanz und besass daneben noch den Kanonikat von Straßburg und die Pfarreien Bamlach, Dornhan, Hausen, Herzogenbuchsee, Badenweiler und Müllheim mit ihren Einkommen.

Dieser Chunradus hatte zu Müllheim ein Grundstück, welches man „an dem Lewiron“¹⁾ nannte. In Fürsorge für sein, seines Vaters und seines Bruders Seelenheil schenkte er dieses Gut unter vollem Verzicht auf jedes fernere Anrecht dem „Monasterium de Rintal“ zum freien, ungestörten Besitz auf Ewigkeit mit der Erlaubnis, auch andere Vermächtnisse ungehindert annehmen zu dürfen, und mit der Verpflichtung, dass auf dem Platze ein Bethaus mit einem Schwesternkonvent errichtet werde zur Ehre und Verehrung Gottes nach Zisterzienser Art. Am Bartholomäustag 1255 ließ der Graf die Urkunde über diese Stiftung in Neuenburg ausfertigen und zu seinem Siegel auch das von Neuenburg und das des Erzbischofs Eberhard von Konstanz, zu dessen Bistum Rheintal gehörte, daran hängen. An der jetzt im Bezirksarchiv des Oberelsasses zu Kolmar befindlichen Urkunde hängen noch 2 beschädigte Siegel. Vom Bestehen eines Siegels des Klosters Rheintal hören wir erst im Jahre 1256; es scheint, dass das Monasterium de Rintal, so lange es sich im Weiler Rheintal befand, kein eigenes Siegel hatte; sonst hätte man es wol an diese so wichtige Urkunde anhängen lassen und dessen in dem Schriftstück Erwähnung getan. Als Zeugen für sein Vermächtnis hatte Chunradus u. a. auch beigezogen den Neuen-

¹⁾ Mhd. *léwes*-Hügel, Grenzhügel P.

burger Bürger Heinrich von Esche, den Burkhard Welscher, der später selber das Kloster beschenkte, den Priester Engelbert am Ulrichskirchlein zu Feldberg, der später gleichfalls dem jungen Kloster ein Vermächtnis zukommen ließ, den Bürgermeister Rüdiger, einen Berthold von Lidringen, der 1256 in einer anderen Urkunde als Zeuge in Neuenburg erwähnt wird, und den Konrad Gränich, der wol aus dem Geschlechte derer „von Grenchen“ (Granichun, Granechon, Grenche) war, die nicht nur im Elsass, sondern auch im Schönauertal begütert waren, denen vielleicht auch das „alte Schloss“ auf der Grüneck gehörte, und die in den Jahren 1168—1290 öfter genannt werden.²⁾

Die Urkunde lautet:

„Omnibus praesentem paginam inspecturis Chunradus comes et dominus de Friburch subscriptae rei noticiam cum salute! Sciat praesens aetas et futura posteritas, quod nos fundum situm [in] mulnhein dictum an dem Lewiron nostri quondam dominii venerandis in Christo Hedwigae et abbatissae et conventui sororum monasterii de Rintal Cisterciensis ordinis pro remedio animae nostrae, patris nostri et fratris contulimus libere et pacifice perpetuo possidendum, advocatae dominio, servituti cuilibet et omni iuri, quod in eodem nobis competit vel deinceps posset competere renunciantes in totum, volentes sorores, quae pro tempore fuerint in eodem, iuxta ritum et regulam Cisterciensis ordinis domino famulantes, nullum ad nos vel haeredes nostros sub colore protectionis nostrae vel necessitatis alterius quae personas huius modi persaepe circumveniunt, habere respectum; sed, ut ordo seu privilegia in paratu requirunt, liberalitate nostra cum omni libertate necessitati contraria ponantur, sic tamen, ut in eodem fundo ad honorem domini et cultum divinum oratorium et conventus sororum sub regula et oboedientia Cisterciensis degentium ordinis construantur. Ad haec adicimus in favorem sororum et ordinis memorati, quod, si quis ex nostris hominibus seu aliis quibuscunquibus quicquid de bonis suis eidem fundo adiacentibus ad eundem amplicandum eis emptionis, permutationis, donationis seu alio quocunque titulo conferre voluerit, liceat hoc sibi facere, nostrae vel hereditatus nostrorum contradictionis obstaculo non obstante, in quibus similibus acquisitionibus renunciamus totaliter omni iuri in eo, quod a nostra munificentia principaliter est profectum. Et, ne in posteritu super promissis ab haeredibus nostris seu aliis quibuscunquibus suscitari possit materia quaestionis, damus praesentem paginam sororibus monasterii superscripti venerabilis patris

²⁾ Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, 471. P.

et domini nostri Constant. episcopi et nostri et Burgensium nostrorum de Nuwenburch sigillorum robore consignatam. Nos Eberhardus domini gratia Constant. epc. rogatu Comitum superscripti sigillum nostrum iussimus praesentibus adpendendum; et nos Engelbertus sacerdos et Rüdiger scultetus et henricus Buhard et Bertoldus de Lidringen et Rudolfus de wilere et Ottho de Fischingen et Burchardus Welschere et Cunradus graenich et Johannes Linsi et henricus de esche, Burgenses de Nuwenburg et alii quamplures, qui rogati testes assumus, idem de nostro fecimus in testimonium praescriptorum.

Actum Nuwenburch anno domini MCCLV in vigilia Sti Bartholomaei apostoli indictione XIII feliciter.“

Der Neubau des Klösterleins auf dem gräflichen Gute an dem Lewiron wird unter fleißiger Mithilfe frommer Müllheimer und Neuenburger bald beendet gewesen sein, so dass die wol nicht beschwerliche Übersiedelung der Nonnen aus ihrem alten Heim im Weiler Rheintal ins untere Rheintal zu Müllheim gewiss schon im Jahre 1556 stattfand. Ihre frühere Heimat hieß von jetzt an das alte Rheintal. Unter dem Schutze der Stadt und Burg Neuenburg fühlten sich die Nonnen in der kaiserlosen Zeit, die voller Ungerechtigkeiten gegen die Klöster war und in der mächtige Herren oft „sub colore protectionis“ in ihre Höfe drangen und da schmausten und plünderten, jedenfalls auch sicherer als in dem abgelegenen Weiler Rheintal. Vorstehende Ausführungen erheben die Vermutungen Sieverts in seiner Geschichte der Stadt Müllheim S. 401 zur Gewissheit. Die Notiz in Buchingers Epitome fastorum Lucellensium (1666) p. 149 No. 7 bezieht sich nur auf die Gründung des Klosters Rheintal in Müllheim; sie lautet:

„Monasterium et abbatia vallis Rheni, alias Rheinthal, in Dioecesi Constantiensi ex comitatu Friburgensi, a Conrado Friburgi comite circa annum 1255 fundatum.“

Zu den Badener und Pfälzer „Schwabens“ am Bug in Südrussland.

Von Wilhelm Groos.

Der wirtschaftliche und geistige Mittelpunkt, wie für Südrussland überhaupt, so im besonderen für die großen deutschen Ansiedlungsgebiete der „Schwabens“ dort ist die Haupt- und Handelsstadt Odessa mit etwa 12000 Deutschen, den Nachkommen der bald nach der Gründung der Stadt angesiedelten „oberen und unteren Kolonie“ (meist Handwerker) und von später eingewanderten Deutschen aus aller Herren Ländern, darunter auch viele Großkaufleute.

Auch ich hatte im vorigen Frühjahr Odessa zum Mittelpunkt für den fernsten Teil meiner völkischen Wanderfahrt gemacht, die Stadt und namentlich die deutschen Anstalten und Vereine kennen zu lernen (lutherische Kirchen- und St. Pauli-Realschule, Pfründ- und Waisenhaus, Krankenhaus, Gesellschaft Harmonie, Deutscher Handwerker- und Gewerbeverein, Turnverein, Reichsdeutscher Hilfsverein usw.

Zwischen hinein aber war ich, durch Landeskundige wol unterrichtet und mit Empfehlungen versehen, in den deutschen Gemeinden am Kutschurgan und in dem unweit der Stadt beginnenden Großliebentaler Ansiedlungsgebiet gewesen.

Eine aus ganz Südrussland beschickte Versammlung katholischer Geistlicher und Laien, in welcher auch über die nun wieder mögliche Verbesserung des Schulwesens verhandelt wurde, gab mir Gelegenheit, im Anschlusse an einige von ihnen einen weiter entfernten deutschen Kolonistenbezirk kennen zu lernen; rasch entschlossen, warf ich das Nötigste in den Rucksack und war, nach einem Abschiedstee in gastfreiem deutschen Hause, rechtzeitig abends 10 Uhr auf dem Dampfer, der dem Landweg vorzuziehen ist. — Das gefürchtete Schwarze Meer zeigte sich von der freundlichen Seite und lag bald hinter uns, als es tagte.

Schon zeigte sich auch rechts Land, ganz flach und niedrig, die äußerste Spitze der Nogaischen Steppe.

In ihr lag auch ein Ziel meiner Reisewünsche, freilich von dieser Seite nur umständlich und mit größerem Zeitaufwand zu erreichen, von dem kleinen Hafenort Chorly aus

— das Stammgut des „Steppenkönigs“ Falz-Fein (wie der Name zeigt, deutscher Abstammung) —, 550 qkm groß mit über 100 000 Schafen, 2000 Arbeitern usw. und dem Tierpark („zoologischem Akklimatisationspark“) Friedrich Falz-Feins, über welchen in Velhagen und Klasings Monatsheften 1905—1906 Band I durch Dr. H. Heck eingehend berichtet ist.

Ich hatte in Aussicht, diesen Riesenbesitz, der eine eigene Dampfverbindung mit Odessa unterhält, später auf der Fahrt von dem deutschen Ansiedlungsgebiet an der Molotschna zu den deutschen Kolonien in der Krim zu besuchen, von der Station Nowo-Alexejewka aus, von welcher der Mittelpunkt, Nowa-Askania (Neu-Anhalt), etwa 70 km östlich liegt.

Zur Linken hatten wir die Insel Beresan hinter uns gelassen, gegenüber der stromartig verbreiterten Ausmündung des gleichnamigen Steppenflüsschens, das von den deutschen Ansiedlungen westlich vom Bug kommt, bald darauf auch die befestigte Stadt Otschakow, die mit einem auf der Halbinsel gegenüber liegenden Fort den Eingang in den großen Liman des Dnjepr hütet, und in den Kriegen zwischen Russen und Türken im 18. Jahrhundert eine Rolle gespielt hat. Von der tief in das Land einschneidenden Hauptbucht bog dann bald das Schiff links in den Seitenliman des Bug ein, der Stadt Nikolajew zu, der bedeutendsten Hafenstadt Südrusslands mit über 100 000 Einwohnern, an der Vereinigung des Ingul mit dem Bug stattlich an dem Hochrand der Steppe sich ausdehnend. Bis hierher gehen die Seeschiffe (auch solche des Norddeutschen Lloyd); kleinere, die besonders Salz einführen und Getreide, Häute usw. von oben herunterbringen, bis Wosnessensk; weiter aufwärts hindern Stromschnellen die Schifffahrt auf dem von seinen Quellen in Wolhynien bis zur Mündung 800 km langen Strom.

Während die meisten anderen Herren der deutschen Reisegesellschaft von Nikolajew aus auf dem Landweg in ihre Heimatsorte fuhren oder in der Stadt noch Geschäfte besorgten, nahm sich meiner ein gut gebildeter Landwirt der Kolonie Rastatt an, Herr L. Zehnter, deutscher Abgeordneter zur (2.) Duma, und brachte mich mit flinkem Gespann von dem Landungsplatz durch die ausgedehnte Stadt mit ihren regelmäßigen breiten Straßen zum Flusshafen — nach einem Morgentee unterwegs in einem kleinen, von den deutschen Kolonisten gern besuchten Gasthause „Germania“. Es war immer noch ein ganz ansehnliches Dampfboot, auf dem wir den Strom weiter hinauf fuhren, über 7 Stun-

den. Tief hat er sich in die Steppe hineingeschnitten, deutlich treten deren Ton- und Kalksteinschichten, besonders am östlichen steileren Rande hervor; an ihm sieht man auch an die Höhe hingelagert ein paar Orte; die Westseite ist einsam; Schiffe begegneten nur wenige, und der Reiz eines lebhafteren Verkehrs fehlt so dem sonst großartigen Strombild. Um so ungestörter konnte ich die buntgemischte Gesellschaft in ihren Trachten auf dem Vorderdeck beobachten und vor Allem mich im Gespräch mit den noch übrig gebliebenen Deutschen über die Verhältnisse ihres Ansiedlungsgebiets unterrichten. Sie schieden schließlich bis auf einen, den (katholischen) Pfarrer von München, bei der Einmündung eines Flusses auf der rechten Stromseite, der Tschitschikleja, welche von Westen von den deutschen Orten München und Rastatt herkommt und mit dem Bug eine hochragende schmale Halbinsel bildet, nach der Sage einst Sitz eines Skythenkönigs.

Für uns beide letzten hatte der dort wartende Wagen des Herrn Zehnter leider keinen Platz, und so sann ich dann, da mein Pfarrer in sein Brevier vertieft war, allein auf dem Oberdeck nach, wie ich am besten meine Fahrt in das deutsche Ansiedlungsgebiet machen und wie ich es zunächst, der Landessprache unkundig, bei der Landung in Wosnessensk anstellen sollte. Da werde ich von einem Herrn, den ich bis jetzt noch nicht beachtet, mit dem Aussehen eines deutschen evangelischen Geistlichen, angesprochen; er war es auch und wollte ebenfalls in die deutschen „Kolonien“ westwärts vom Bug, nach Worms; „er werde von dem Pastor dort abgeholt, im Wagen werde gewiss noch ein Platz sein für mich“; und wie froh war ich, als das stimmte; denn in der Staubwolke von hunderten von herbeieilenden Fuhrwerken und in dem Durcheinander und Stimmengewirr bei der Landung hätte ich mich schwer zurechtgefunden. So ging alles ganz einfach und glatt ab — Vorstellung und sofort Einladung des Pastors Steinwand, mit nach Worms zu fahren. Rasch waren wir aus dem Getümmel und auf der Schiffbrücke über den auch hier noch stattlichen Strom und in weniger als 4 Stunden hatten wir die 40 Werst zurückgelegt, nur die letzte Zeit im Dunkeln.

Rastatt und München hatte ich freilich seitwärts rechts liegen lassen müssen, zwei der größeren deutschen Gemeinden, die ein eigenes Wolostgebiet bilden mit 3691 und 1998 kath. Einwohnern, 1810 gegründet, und zwar Rastatt von 43 Familien aus dem Großherzogtum Baden (darunter 14 aus Rastatt selbst), 27 aus dem Elsass und 29 aus der

Pfalz; München dagegen von einigen 30 Pfälzer Familien und von 15 aus dem Großherzogtum Baden. („P. C. Keller, das Rastatter Wolostgebiet“. Neuer Haus- und Landwirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südlichen Russland.)

Im Familienleben eines deutschen Pfarrhauses — wie wol tat das in der Fremde, noch dazu dem seit Wochen allein Reisenden in der so fremdartigen russischen Steppe! Und der damalige ev. Pfarrer von Worms, nun Stadtpfarrer von Odessa, eine breitschultrige Reckengestalt, der Sohn eines schwäbischen Kolonisten, sprach so unverfälscht die Mundart der einstigen Heimat, dass er darin dem erst nachgewanderten, gelähmten „Bäsle aus Nagold“, das hier ein Heim gefunden, nicht viel nachgab, während die Kinder mehr wie die Mutter sprachen, die in den russischen Ostseeprovinzen aufgewachsen ist, nebenbei Tochter eines aus Sandhausen bei Wiesloch stammenden Lehrers Kugler (wenn ich mich recht erinnere).

Den Namen Worms hat die Gemeinde seinerzeit durch den Oberschulzen des zuerst eingerichteten Liebentaler Ansiedlungsgebiets, Franz Brittner, beigelegt erhalten (welcher im Auftrag der Regierung die Ansiedelung auch hier leitete), und zwar jedenfalls wegen seiner Bedeutung für die evangelischen Deutschen, denn unter den 65 Familien, welche den Ort im Jahre 1810 gegründet haben, sind nur 4 aus der Pfalz verzeichnet, neben 36 Familien aus dem Elsass, 14 aus Baden, 6 aus Württemberg.

Wie in anderen Gemeinden war die lange Reise aus der alten Heimat in jener Zeit eine sehr mühselige gewesen, und der Anfang ein schwerer, und sind auch später Schicksalsschläge — Heuschreckenverheerungen, Viehseuchen, Hagel-schäden und auch Missernten — nicht ausgeblieben; allmählig aber gelangten die Ansiedler zu einem erfreulichen Wohlstand. Gegenwärtig zählt Worms etwa 1600 Seelen auf 192 Hofstellen, mit 2 Gemeindeschulen, zu denen nun auch eine 4-klassige Realschule kommt, und zwei Kirchen bzw. Bethäusern, denn die Evangelischen sind leider in Lutherische und Reformierte gespalten, wie in dem benachbarten Rohrbach, wo der reformierte Geistliche seinen Amtssitz hat. Eine erhebende Betätigung des kirchlichen Sinnes — denn der russische Staat überlässt das den Konfessionen — ist die Pastor Steinwand zu dankende Gründung und die Weitererhaltung einer Taubstummenanstalt für die deutschen Kolonien, an welcher 4 Lehrer 40—50 Kinder unterrichten. Die Besichtigung der Anstalt, der Schulen und des Bethauses und ein Umgang durch den Ort füllte den anderen Morgen aus.

Worms ist durch einen Höhenzug von den nördlichen Gemeinden München und Rastatt geschieden und liegt in dem breiten, aber wasserarmen Tale des Zerigol. Am Hang jenseits sind Weinberge und Kalksteinbrüche, die einen besseren Baustein geben, als sonst der allenthalben unter dem Steppenboden lagernde weiche aus Müschelchen leicht zusammengebackene Kalkstein.

In der «Kanzlei» beim Ratschreiber hatte ich einen Landwirt Renner aus der Kolonie Karlsruhe getroffen, der den Brunnenbohrer der Gemeinde leihweise holen wollte. Mit ihm fuhr ich nach herzlichem Abschied von der lebenswürdigen Pfarrfamilie um Mittag weiter.

Bald kamen wir nach Rohrbach, der zweiten der 4 evangelischen Gemeinden des Beresan'schen Ansiedlungsgebietes; die beiden anderen lernte ich nicht kennen: Johannistal liegt an dessen Südrand, Waterloo am Nordrand, und mein Weg führte mitten durch. Rohrbach hat seinen Namen von den 2 ersten Einwanderern, «welche aus dem Dorfe Rohrbach in der bayerischen Pfalz stammten». Die Mehrzahl der 100 Einwandererfamilien stammt aus dem Elsass (56) und aus Baden (33). Jetzt zählt Rohrbach 2550 Einwohner auf 311 Hofstellen; zu dem ursprünglich den Ansiedlern zugewiesenen Land sind später größere Flächen von benachbarten Gutsbesitzern zugekauft und gepachtet worden. Die besten Zeiten scheinen hier aber, wie im allgemeinen, vorüber durch den Rückgang der Getreideausfuhr und besonders der Schafzucht, die einmal in einem der 40er Jahre der Gemeinde einen Reingewinn von 24000 Rubel gebracht habe. — Wie in anderen Gemeinden ist auch das für das Land nötige Handwerk gut vertreten, alles durch Deutsche; nicht deutsch sind in diesen Ansiedlungen nur ein paar russische Beamte und jüdische Schankwirte. —

Die evangelische Gemeinde Johannistal, die hauptsächlich von württembergischen Familien 1820/21 gegründet wurde, hat es auf 1620 Seelen gebracht, Waterloo, etwas früher angelegt, ebenfalls meist von Württembergern, aber auch von Badnern, auf nur 900 (evangelische) Einwohner, infolge eines großen Wegzuges im Anfang wegen Wassermangels; beide Gemeinden haben jede außer der Schule je eine Kirche bzw. ein Bethaus, Waterloo auch eine Waisenkasse und einen Konsumvereinsladen, wie ein solcher sich in den meisten deutschen Gemeinden findet. —

Der östliche Teil des Ansiedlungsgebiets umfasst fünf katholische Gemeinden: Speyer, Landau und Sulz im oberen Tal des Beresan, Katharinental und Karlsruhe an einem Nebenlauf, dem Fuchstal (Lisitzkaja Balka). Sulz

und Katharinental blieben nördlich und südlich von meinem Reiseweg liegen, weshalb ich mich auf einige kurze Mitteilungen beschränken muss: in Sulz werde die Pfälzer Mundart am reinsten gesprochen, und seien die meisten der 73 Ansiedlerfamilien (Frühjahr 1810) aus der bayerischen Pfalz gekommen: sie haben sich auf 1915 Einwohner vermehrt, trotz schwerer Schicksalsschläge in den ersten Jahrzehnten. Das später (1817/19) angelegte Katharinental — von Württembergern, Badnern und bayerischen Pfälzern, insgesamt 51 Familien, gegründet — zählt nun 1581 Seelen. Mir lag daran, die Hauptgemeinden des Ansiedlungsgebiets kennen zu lernen, Speyer, Landau und Karlsruhe. Sie sind ziemlich gleichzeitig in den Jahren 1809/10 angesiedelt worden.

Die ersten 87 Familien in Speyer seien überwiegend aus dem Elsass gekommen und zwar 55 aus Weißenburg, dazu 19 aus Speyer, 2 aus Pirmasens, ferner aus Baden, Oberamt Rastatt, 9 Familien, Bruchsal 2. Jetzt beträgt die Einwohnerzahl 2488. Auch die Kolonisten von Landau sollen zum größten Teil aus dem Elsass stammen — 77 Familien — und nur 27 Familien aus der bayerischen Rheinpfalz. Landau war anfangs die Mutter- und Pfarrkirche auch der Gemeinden Speier, Sulz und Katharinental und zugleich der geistige Mittelpunkt durch zwei gebildete Männer: Kaspar Jäger, geb. 1792 in Bergzabern und dort als Lehrer ausgebildet, als welcher er in seiner neuen Heimat lange und verdienstlich wirkte, und Michael Dukart, der als Wundarzt weithin Ruf hatte.

Landau mit gegenwärtig 2457 Einwohnern hat außer den zwei Gemeindeschulen auch eine sog. Zentralschule und eine gehobene Mädchenschule, Krankenhaus, Armenhaus und Waisenkasse, ist Poststation, Sitz eines Notars, zweier Ärzte und eines Apothekers, sowie des russischen Landvogts, deshalb neben der katholischen Kirche auch mit einer russischen von regierungswegen ausgestattet.

Von Landau verlässt der Weg die breite Talmulde des Beresan, um über eine kleine Erhöhung in ein Seitental hinüberzuführen; das letztere ist etwas tiefer eingeschnitten, und so bot sich mir beim Hinunterfahren ein malerischeres Bild als sonst in der Steppe: das an leichtem Hang jenseits gelagerte Karlsruhe. «Den Namen Karlsruhe bekam die Kolonie, weil die meisten Kolonisten aus dem Großh. Baden stammen, dessen Hauptstadt Karlsruhe heißt» — schreibt P. Keller. Ursprünglich wurden hier 71 Familien angesiedelt, von denen 42 aus dem Großh. Baden, 26 aus der bayerischen Pfalz und 3 aus dem Elsass stammten.

Auch hier waren schwere Anfänge, und später verringerte, wie vielfach in der Steppe, das Aufreißen der Grasnarbe durch den Pflug die Bodenfeuchtigkeit und damit die Getreideernten des humusreichen Steppenbodens. Jetzt ist aber Karlsruhe doch eine der schönsten und reichsten Kolonien in der Beresan geworden und wetteifert neuerdings durch seine Anstalten mit dem alten Mittelpunkte Landau. Sie sind eine Schöpfung des Ortsgeistlichen, Pater *Jakob Scherr* (Pater werden in Russland auch die katholischen Weltgeistlichen genannt).

In Karlsruhe als Sohn wenig vermöglicher Eltern geboren und gleich im Beginn seiner Seelsorgewirksamkeit dahin zurückgekehrt, hatte er Verständnis und Gelegenheit zur Betätigung auch für die Bedürfnisse der kleineren Leute und für eine bessere Bildung, als sie die in dem Vierteljahrhundert der Russifizierung zurückgekommenen Gemeindeschulen boten. Beinahe ohne Mittel ging er mit Gottvertrauen an die Gründung einer Waisenanstalt, für welche der Kirche ein Hofplatz mit Gebäulichkeiten durch letzte Verfügung eines Bauers vermacht wurde, und sich später auch immer wieder Geber und Helfer, insbesondere Helferinnen, fanden; sie beherbergt gegenwärtig einige 40 Waisenkinder, auch aus der Umgebung. Bei den beschränkten Räumen der Gemeindeschule ergab sich bald das Bedürfnis, diese Kinder für sich zu unterrichten; das Streben des Pfarrers ging aber weiter: in einer gehobenen Schule für bessere Ausbildung nicht nur dieser, sondern auch anderer Knaben des deutschen Ansiedlungsgebietes zu sorgen, wie es für Mädchen bereits in Landau geschehen war. Mit dem richtigen Blick für weitere Entwicklung wurde 1900 ein großes Schulgebäude errichtet, allmählig Klasse an Klasse angereiht, und nun hat es die Schule zum Rang einer Mittelschule — Progymnasium — mit über 200 Schülern gebracht, mit der ein Heim für auswärtige Schüler verbunden ist, in einem für die Verhältnisse geradezu großartigen Bau mit großen, luftigen Räumen und Zentralheizung. Aus ganz Südrussland wird sie besucht; sogar aus den fernen deutschen Gemeinden im Kaukasus fand ich darin Schüler. Und der unermüdliche Pfarrer, nicht damit zufrieden, richtet nun für die oberen Jahrgänge — die unteren vier Abteilungen werden gemeinschaftlich mit den Knaben unterrichtet — eine Mädchenschule ein, in welcher besonders auch das Verständnis für Haushaltung, Kindererziehung und Handarbeit gepflegt wird. Beide Anstalten stehen unter der Oberleitung des Pfarrers, dem ein pädagogisch gebildeter Geistlicher und einige Lehrer und Leh-

rerinnen zur Seite stehen. Mich führte, da Pfarrer Scherr durch seinen doppelten Beruf Samstag-Nachmittag und am Sonntag-Morgen meist in Anspruch genommen war, der Lehrer Bader — nach einem durch eine Lehrerin angebotenen Tee mit Eiern — durch die Anstalten und im Orte herum. Den Abend verbrachten wir im Gespräch mit deutschen Bauern und bei einer Flasche Bier in der Wohnung des Volksschullehrers Welk. Am andern Morgen besuchte ich in der Frühe meinen Gefährten von Tags zuvor, der hocheifrig über die Einlösung des ihm auf der Fahrt gegebenen Versprechens war und dessen Ehefrau mit Stolz mich in die Staatsstube mit dem hochaufgetürmten und mit Stickereien besetzten Prunkbettzeug führte.

Darauf sah ich die Einwohnerschaft beim Kirchgang — Trachten dabei aber so wenig wie in den anderen deutschen Ansiedelungen, wenn man von den schwarz und weiß gestreiften Kopftüchern der Frauen absieht, und schaute dann, wie es mit dem durch den Lehrer für mich bestellten Fuhrwerk stehe. Das kam nun lange nicht — den Gottesdienst hatte der Fuhrmann nicht versäumen wollen — und als es endlich erschien, war die Zeit zu weit vorgerückt, um es zurückzuweisen wegen des kläglichen Aussehens von Ross und Wagen. Glücklicherweise ließ man mich in der Anstalt nicht ohne zweites Frühstück scheiden, denn ich hätte sonst hungern müssen bis zur nächsten Gelegenheit. Einige 40 Werst, also vielleicht 50 km, sollte es bis Nikolajew sein, und etwa halbwegs der deutsche Ort Schönfeld liegen; den hätte man darnach doch in 2 Stunden erreichen müssen in der nahezu ebenen nur ganz leicht gewellten Steppe und unter den günstigsten Umständen für eine Fahrt — ein Paar Tage nach einem den Staub bindenden Regen, der die Wege festgemacht hatte. Aber schon die leichte Höhe längs des Tales wurde nur mühsam genommen: der Klepper hatte offenbar nichts im Magen und dauerte mich so, dass mir auch eine durch Peitschenhiebe des Kutschers etwas beschleunigte Gangart nicht zu Liebe war. Wenn ich eine Pferdeherde ausgelassen in jähem Lauf vorüberspringen sah, begriff ich nicht, wie mir zum erstenmale in der pferdereichen Steppe ein solches lendenlahmes Tier geworden.

Der Genuss des prächtigen Reisetages, des trotz seiner Einförmigkeit doch wundersamen Steppenbildes war durch diese Begleitumstände sehr geschmälert. Da habe ich deutlicher als je zuvor durch die ausnahmsweise klare Luft und den ungetrübt blauen Himmel diese merkwürdigen Luftspiegelungen der Steppe gesehen, — zwar keine eigentliche

Fata morgana, keine vorgetäuschten Städte oder große Seen, — aber wunderbar vergrößerte Gegenstände, Riesebäume oder mächtige Erhebungen am Ende des Gesichtskreises, die, wenn man näher kam, zu Büschen oder einem Strohhaufen zusammenschrumpften, und am Horizont immer wieder einen lichten Streifen wie der Rand einer Wasseroberfläche, in welcher aus der Ferne weidende Tiere oder ein einsamer Wanderer wie watend erschienen, da die Beine nicht sichtbar waren.

Welche Gedanken erweckt diese Steppe! in ihrer Unendlichkeit und mit ihren geschichtlichen Erinnerungen „an Hunnen, Kumanen, Uzen, Chazaren und Petschenegen, den fliehenden Perserkönig Darius, den geistreichen Attila, den wilden Batir-Chan, den melancholischen Kerim-Gerei und alle die unzähligen Steppenhelden, die hier einst ihr Wesen trieben“ — schreibt in seinen „Reisen in Südrussland“ 1847 der halb vergessene J. G. Kohl, und anschaulich an einer anderen Stelle:

„Wie die Mongolen und Tartaren, aus dem inneren Asien hervorbrechend, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erst am Fuße der Karpathen und schlesischen Sudeten ihre Kraft sich brach, ebenso mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen.“

„Diese weiten unermesslichen Grasflächen, wo auf vielen hundert Meilen ununterbrochen Halm an Halm steht, und ein Wiederkäuer, wenn er als Kalb bei den Karpathen zu weiden anfinge, auf dem anderen Ende der Weide, an dem Fuße der hohen chinesischen Mauer, erst als ausgewachsener Ochse ankommen würde“ — sind zwar nicht mehr so ununterbrochen als zur Zeit der Reise Kohls vor etwa 70 Jahren; seitdem ist der gute Steppenboden in immer größerem Maße unter den Pflug genommen worden; das eigentümliche Gepräge der Steppenlandschaft ist ihr aber doch geblieben — diese unabsehbaren Flächen, die für das Auge kaum unterbrochen werden durch die tief eingeschnittenen Flussläufe und leichte Erdwellen; die einzigen Marksteine in diesem unermesslichen Einerlei sind die „Kurgane“ oder „Mogilos“, wie sie in den kleinrussischen Steppen heißen, jene eigentümlichen Hügel, die in der ganzen südrussischen Steppe, oft in größerer Zahl, immer wieder auf den leichten Erhöhungen der Fläche aufgesetzt sind, zweifellos nicht durch die Natur, sondern durch Menschenhand schon aus den ältesten Zeiten, nach den Gräberfunden, die man in ihnen gemacht hat, zu schließen; denn als Grabhügel wurden sie jedenfalls ursprünglich aufgeschüttet und wo! auch

später benützt; dabei haben sie aber als Warten und Späh-, vielleicht auch Verteidigungspunkte in den weiten Ebenen bei den Kämpfen der Jahrhunderte eine bedeutende Rolle gespielt und dienen jetzt noch als Wegzeichen, den einzigen, wenn die Steppenstürme des Winters mit tiefem Schnee alles Land unterschiedslos überdecken. Im Volksmund der deutschen Ansiedler werden diese Hügel „Kanonenbuckel“ genannt, als ob auf ihnen in den Kriegen Geschütze aufgepflanzt worden wären. Der „Kanonenbuckel von Schönfeld“, den mir der Fuhrmann schon von fernher gezeigt hatte, wies endlich auf dies erste Ziel der Fahrt, das wir nach etwa 3 Stunden erreichten, in eine leichte Talmulde herabfahrend. Die Pferde bekamen da die nötige Rast, Wasser und auf mein Verlangen auch Futter.

Ich ging währenddem in die deutsche Schule, wo ich den Lehrer in Gesellschaft traf, folgte gern auch der Einladung zum Vier-Uhr-Kaffee, bei dem ein guter Bauernschinken nicht fehlte. Eine Wirtschaft gibt es in der kleinen Gemeinde nicht. Sie ist keine der ursprünglichen Kolonien, erst später durch Zuzug aus verschiedenen deutschen Gemeinden auf einem früheren Chutor (Herrengut) entstanden. Die alte Heimat der Einwohner konnte ich daher hier nicht so feststellen wie in den vorher besuchten deutschen Gemeinden, von denen Schönfeld nicht nur durch Entfernung, sondern auch durch Zuteilung zu einem anderen Bezirk getrennt ist. Die Gemeinde ist eine katholische, habe ungefähr 400 Einw., was mit der Häuserzahl stimmen wird, und besitzt auch eine nette kleine Kirche; den Pfarrer, welchen ich auf dem Schiff kennen gelernt hatte, traf ich nicht.

Auf der Weiterfahrt nickte ich ermüdet ein und wurde erst wieder belebt, als es etwas rascher bergab zu gehen begann, und links unten das blaue Band des Stromes sichtbar wurde. Noch geraume Zeit führte der Weg längs dem Hang hinunter; endlich war bei einer Häusergruppe gegenüber der Stadt Nikolajew die lange Schiffbrücke erreicht; mühsam holperte der Wagen über das unebene Gediel und jenseits hinauf an Volksgärten vorüber, in denen es am Sonntag-Abend laut herging, und durch verstaubte Anlagen in die Stadt, die erst mit Einbruch des Dunkels, statt, wie gehofft, zu guter Zeit nachmittags erreicht wurde. An der Herberge des Fuhrmanns erbot sich ein jüdischer Händler auf meine Frage nach der Wohnung des evangelischen Pfarrers Meyer mich zu führen.

Er führte mich auch eine Stunde und mehr in der Stadt herum, bis mirs im Dunkel unbehaglich wurde. Mit Hilfe

von 2 vorübergehenden Deutschsprechenden, die einem Is-wostschik (Droschkenkutscher) die nötige Weisung gaben, kam ich dann endlich auch zum Pfarrhaus. Der Geistliche war aber auf einer seiner mehrtägigen Dienstreisen, und seine Frau, die mich zum Tee einlud, konnte mir keinen Bescheid geben, wie am besten weiterzukommen in die großen Ansiedlungsgebiete an Dnjepr und östlich von ihm an der Molotschna — ob auf ersterem Strome selbst oder mit der Bahn auf großem Umwege. Und als dann das mir benannte Gasthaus keinen besonders günstigen Eindruck auf mich machte, fasste ich einen raschen Entschluss, verzichtete darauf, auch noch den fernen Osten mit den heimatlichen Gemeindefamen Heidelberg, Friedrichsfeld, Leutershausen, Walldorf, Darmstadt usw. kennen zu lernen und fuhr weiter zum Hafen hinab, wo, wie ich wusste, das Schiff gegen Mitternacht nach Odessa abfuhr. So erreichte ich denn am anderen Tag den nach Konstantinopel abgehenden Dampfer „Bayern“ des Norddeutschen Lloyds, auf dem ich eine in jeder Beziehung genussreiche 1½-tägige Fahrt hatte. — Es war doch ein ganz eigenes Gefühl, wieder auf deutschem Boden zu sein, als das stolze Schiff unter den Klängen von „Deutschland, Deutschland über alles“ vom Hafen von Odessa ins Schwarze Meer hinaus steuerte, und ich konnte mich damit bescheiden, wenigstens einen Begriff von den „Schwaben“-Ansiedlungen in Südrussland bekommen und in ihnen gar manche Beziehungen gefunden zu haben zu meinem engeren Heimatland Baden mit der Pfalz, auch der linksrheinischen, zu der man nach dem Stamm, dem fränkischen, die aus der Weissenburger und Hagenauer Gegend stammenden Kolonisten hier beitrechnen kann. Der Eindruck war im Großen und Ganzen ein erfreulicher — ein tüchtiges Bauernvolk, das im fremden Land gewahrt hat: die guten deutschen Eigenschaften und sein Volkstum selbst, die deutsche Sprache nicht nur, sondern sogar die heimatlichen Einzelmundarten, wenn auch der Gesamtname „Schwabe“ für die bald eine halbe Million Deutsche in den südrussischen Gouvernements Bessarabien, Cherson und Jekaterinoslaw üblich geworden ist.

Bernhard Kahle †

Von Ludwig Sütterlin.

Eine kurze Spanne Zeit, kaum eine Woche, hat das Schicksal unseres lieben, guten Freundes Kahle jählings und so erschütternd gewandelt; nachdem er den Samstag Abend noch heiter zu Mannheim verbracht im geselligen Kreis alter Studienfreunde, wirft ihn gleich Dienstags die erste krankhafte Beschwerde, das Anzeichen eines tückischen, von niemand geahnten und ihm selbst unbekanntem, jetzt plötzlich hervorbrechenden Leidens, aufs Lager, auf dem er nach einer vorübergehenden



kleinen Erleichterung bald bewusstlos schlummert, bis Herzschwäche ihm Freitags in den Abendstunden gefährlich wird: „draußen bei der Stern' Gefunkel —

steht die finst're bleiche Hel“. Wer ihn kannte, musste ihn schätzen und muss heute mit uns trauern um seinen frühen Verlust. Als freundlicher, bescheidener Gelehrter, dem keiner feind sein konnte, angenehm, ruhig und gelassen, aufrichtig, wolwollend und hilfreich ohne Berechnung, unermüdlich — doch ohne Hetze — in der Arbeit, behaglich das Leben genießend innerhalb der Grenzen der Vernunft, in der Gesellschaft unterhaltend, ohne sich vorzudrängen, wol gelitten und geachtet auch in den Augen der sonst so streng, zur eigenen Freude und Zufriedenheit oft überstreng urteilenden Kollegen, so steht er vor uns, unverändert seit über 25 Jahren, wo er von Berlin nach Heidelberg kam für immer: trotz aller studentischen Lust im Kreise seiner „Löwen“, seiner Verbindung, der er bis zuletzt als

„alter Herr“ treu zugetan war, und trotz manchen Waffentraußes ein fleißiger Student zu den Füßen Kuno Fischers und Bartschens, O. Behaghels und Osthoffs, ein Hörer nicht bloß germanistischer, sondern auch sprachwissenschaftlicher Vorlesungen, der sich — begreiflich angesichts der spärlichen Besetzung des germanistischen Faches — semesterlang sogar in das Sanskrit vertiefte. Im Festzug des großen Jubiläumsjahres 1886 ein behäbiger Bischof, bald darauf aber auch gelehrter philosophischer Doktor auf Grund einer von Osthoff angeregten Arbeit über eine Frage der urgermanischen Deklination, arbeitet er sich einige Zeit in Berlin unter Hoffory ein in das Altnordische, die Sprache der Edda, kommt dann aber schleunigst wieder zurück nach Heidelberg und wird hier allmählich Dozent und Professor. Diese Tätigkeit führte ihn zu mehreren Schriften über die ältere skandinavische Sprache und Literatur, vor allem zu seinem „Altisländischen Elementarbuch“, einem tüchtigen, gar nicht elementar gehaltenen Werk, dem aber der bescheidene Titel in den Augen manches fachlich nicht zuständigen lieben hiesigen Kollegen unverdienten Abbruch tat: diese Tätigkeit führte ihn auch mehrmals in die Länder seiner Forschung, nach Dänemark, dessen Sprache ihm dadurch recht geläufig wurde, vor allem nach Kopenhagen, in dessen Bibliothek er bald bekannt und heimisch wurde, dann nach Norwegen, und mit Kapitän Bade auch nach Spitzbergen, 1897 endlich und hauptsächlich nach Island, dem Land des Eises und Feuers, fern im Weltenmeer, „wo die Gastfreundschaft auf hohem Stuhl so herrlich thronet“. Diese vom Wetter und vielen anderen Umständen begünstigte Studienfahrt beschreibt in angenehmem, anspruchslosem Plauderton ein mit Bildern geschmücktes, hübsches, lesbares Büchlein.

Das so tief im Volk wurzelnde altnordische Schrifttum brachte Kahle aber auch der Volkskunde näher, der deutschen und noch mehr der badischen. Wichtiger als seine zahlreichen kleinen Aufsätze in den verschiedensten volkskundlichen Zeitschriften, wurde seine Tätigkeit im Vorstand des zur Förderung der badischen Volkskunde gegründeten Vereins. An die alte Vereinigung für Volkskunde von 1893 anknüpfend brachte er unter Hilfe anderer Gelehrter, wie Fridrich Pfaff in Freiburg, und verschiedener Männer des Volkes einen neuen lebenskräftigen, jetzt in hoher Blüte befindlichen Verein zustande. Während der neue Schwesternverein in Freiburg sich die Bearbeitung des Oberlandes vorbehielt, war Kahle unermüdlich im Unterland tätig und wanderte von Stadt zu Stadt und Dorf zu Dorf, werbend in Wort, Schrift und Druck, vortragend, sammelnd.

Zur Unterbringung des eingegangenen nicht gleich verwertbaren Stoffes legte er in der Universitäts-Bibliothek eine Sammelstelle an. Von den kleineren, von ihm gegründeten Dorfvereinen ist gar mancher wieder eingeschlafen oder droht einzuschlafen. Zäh und kräftig erhalten hat sich dagegen die Heidelberger Gruppe, auch wol wieder nur dank der persönlichen Beziehungen und rührigen, nie ruhigen Tätigkeit des Vorstandes, der den Mitgliedern nicht nur häufig belehrende Vorträge hielt, sondern sie auch mehrere Jahre hindurch in den Odenwald nach Langental führte zur Betrachtung des Fastnachtrades und der Odenwälder Spinnstube, und der für seine Zwecke auch Anlehnung und Einfluss suchte bei Vereinen mit verwandten Bestrebungen, wie dem Odenwaldklub und dem Verein für Heimatschutz. Seine opferwillige Hingebung an die von ihm vertretene Sache und seine Arbeitsfreudigkeit führten Kahle schließlich auch noch an die Spitze des Vereins für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande, der unter seiner Leitung überraschend schnell eine neue Blüte erlebte, so dass seine Veranstaltungen besucht, beliebt, ergibig und im gesellschaftlichen Leben der Stadt wichtig wurden.

Diese Erfolge, die der kühle Norddeutsche errang in dem lebendigen Süden, seiner neuen Heimat, in der er Weg und Steg, aber auch die Leute mit ihren Vorzügen und Fehlern nach ihrer Herkunft und Verwandtschaft oft besser kannte als viele Einheimische, sind selbst für den Näherstehenden ein halbes Rätsel: trotz seiner Zurückhaltung verstand Kahle den Verkehr mit dem Volke; obwol er sich nicht zu ihm schmeichelnd herabließ und auch den schwierigen, meist scheiternden Versuch nicht machte, mit ihm in seiner Mundart zu verhandeln, fand seine Biederkeit und anspruchslose Bürgerlichkeit überall Eingang und Zuspruch, zumal da er die führenden Geister überall geschickt auswitterte und auswählte und dann rasch für sich gewann. Vieles verdankt er auch der Presse, mit der er planmäßig Fühlung suchte und in Fühlung blieb. „Wer führet nun die liebe Schar?“ Wer setzt sein Werk fort, so eifrig, so unverdrossen, vor allem aber so uneigennützig, ohne jeden Gedanken an eigenen Vorteil und eigene Förderung?

In seinen letzten Jahren ist Kahle dem Lande des Nordens anscheinend etwas untreu geworden. Nachdem er früher nur einmal in Bosnien und der Herzegowina gewesen war, zusammen mit seinem verstorbenen Bruder, reiste er jetzt häufiger nach dem Süden, nach Italien, und die feinen, kleinen, farbenprächtigen Abbildungen pompeianischer Wandgemälde, die sein Junggesellenheim zierten,

auch sein neues, kaum erst bezogenes mit eigener Wirtschaft, legen Zeugnis dafür ab, dass er auch für den trockenen, sonnigen, blauen Süden etwas übrig hatte, und für dessen Kunst. Denn auch dem Schönen war er nicht abhold; er liebte z. B. die Literatur, auch ohne damit zu prahlen. Nur die Musik soll ihm ein „unangenehmes Geräusch“ gewesen sein, sagt man; sicherlich übertreibend.

Weihnachten pflegte er in Münster in Westfalen zu verleben, im Hause seiner verheirateten Schwester, an der er sehr hing, und deren Töchtern er als guter Onkel manche kleine Aufmerksamkeit erwies. Diesmal fehlt er, „die Gedanken sich dann wenden hin zum Grab, in dem er ruht“; diesmal drückte ihm diese Schwester sanft die Augen zum Tode zu, so wie treue Freunde aus der Studienzeit und seiner Verbindung ihn ärztlich pflegten. „Das Leben ist kurz, unsicher das Glück!“

* * *

Am Sarge des uns so plötzlich Entrissenen hat der 1. Landesvorsitzende des Vereins Badische Heimat, der aus Freiburg herbeigeeilt war, etwa folgende Worte gesprochen, die als Ergänzung des vorstehenden warmherzigen und verständnisvollen Nachrufs hier mitgeteilt seien:

Noch nicht lange ist es her, da stand ich zu Freiburg am offenen Grabe eines hervorragenden Vertreters der Volkskunde, des bekanntesten Mythologen unserer Zeit, Elard Hugo Meyers. Fern aus Bremen war er nach Freiburg gekommen, um hier Linderung seines schweren Leidens zu suchen. 1893 trat ich mit ihm und Friedrich Kluge zu der Badischen Vereinigung für Volkskunde, einer der ersten in Deutschland überhaupt, zusammen. Wir begannen unsre Sammeltätigkeit; E. H. Meyer konnte seine Muße zur Ausarbeitung des bedeutendsten Werks über Badische Volkskunde, des „Badischen Volkslebens im 19. Jahrhundert“, ausnutzen, eines Werks, das immer für unsere Forschung die Grundlage bilden wird. Aber auch ihn ergriff aufs Neue die tückische Krankheit, um ihn nicht mehr zu lassen. Und auch F. Kluge ward durch ein heftig auftretendes, andauerndes Leiden an der Mitarbeit gehindert. So stund ich allein und beschäftigte mich mit dem Plane einer ganz Baden umfassenden streng gegliederten Vereinigung; da warf auch mich eine schwere Krankheit für viele Monate aufs Lager. Als aber die Genesung kam, da kam auch ein Brief von Bernhard Kahle, der mir gerade das vorschlug, was ich selbst im Sinne trug. Auch Kahle war aus dem Norden gekommen, war rasch in Heidelberg heimisch geworden, hatte den großen Reichtum an fränkischen

und alemannischen Volksüberlieferungen in Baden erkannt und Vorsatz gefasst, diesen Goldschatz heben zu helfen. Ich griff mit Freuden nach dieser Hilfe und so konnte bald der Badische Verein für Volkskunde hervortreten, der jetzt Badische Heimat heißt und auf ganz Baden eine segensbringende Tätigkeit erstreckt. Ein gutes Teil von allem, was hier geschehen ist, verdanken wir Bernhard Kahle. Mit Verständnis vertiefte er sich in die Badischen Volksüberlieferungen und wandte seine Liebe dem Volkslied, dem Volksbrauch und Volkshumor zu. Wir verdanken ihm eine Reihe von feinsinnigen und gehaltvollen Untersuchungen. Noch so viel mehr plante er. Einen Fragebogen zur Aufnahme der Segen- und Zauberformeln wollte er ausarbeiten und an unserer Volksliedersammlung wollte er sich beteiligen. Da hat ihn ganz plötzlich die schreckliche Krankheit dahingerafft und nun müssen wir um ihn klagen, der so gern froh war mit Fröhlichen. Wir wollen sein immer gedenken, an seine Anregungen wollen wir anknüpfen, in seinen Bahnen wollen wir weiterschreiten. Bernhard Kahles Name soll uns wie der E. H. Meyers ein Banner und ein Glaubensbekenntnis sein, in dem geschrieben steht die Liebe zum Badischen Volk und Land. Mit heißem Dank und in inniger Trauer lege ich diesen Kranz aus Tannenzweigen des Schwarzwalds am Sarge unseres treuen Vorkämpfers nieder. Was an ihm unsterblich ist, lebt in uns fort, was vergänglich, das ruhe in Frieden.

* * *

Bernhard Kahle stammte aus Berlin, wo er am 25. Oktober 1861 als Sohn eines Kriegsgerichtsrats geboren wurde, er hat also ein Alter von nur 49 Jahren erreicht. Nach Absolvierung des Königl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums widmete er sich vom Jahre 1881 an an den Universitäten Heidelberg und Berlin dem Studium der germanischen und nordischen Philologie. Im Jubiläumsjahre 1886 erwarb er in Heidelberg die philosophische Doktorwürde und ebenfalls in Heidelberg, das der Gelehrte besonders in sein Herz geschlossen hatte, habilitierte er sich 1892 für das Lehrfach der Germanistik. Im Jahre 1898 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor, nachdem im Jahre vorher sein Heidelberger Aufenthalt durch eine längere Studienreise nach Island unterbrochen wurde. Erfreulicher Weise erhielt er Lehrauftrag für Nordische Mythologie und Volkskunde und war somit der erste amtliche Fachvertreter der letzteren jungen Wissenschaft in Deutschland. In zahlreichen Schriften hat er die Ergebnisse seiner Studien und Forschungen niedergelegt.

Mit Hilfe eines von der Hand des Verewigten geschriebenen und von seiner Schwester, Frau Major Zaretzki zu Münster i. W., freundlich zur Verfügung gestellten Verzeichnisses wird hier eine Zusammenstellung der Schriften B. Kahles geboten mit Ausschluss der sehr zahlreichen Bücherbesprechungen.

Selbständige Schriften.

- Zur Entwicklung der konsonantischen Deklination im Germanischen. Berlin 1887.
 Die altnordische Sprache im Dienste des Christentums. I. Berlin 1890. (Acta Germanica I, 4).
 Die Sprache der Skalden auf Grund der Binnen- und Endreime, verbunden mit einem Rimarium. Strassburg 1892.
 Altisländisches Elementarbuch. Heidelberg 1896 (Germ. Bibliothek I, 1, 3).
 Isländische geistliche Dichtungen des ausgehenden Mittelalters. Heidelberg 1898.
 Ein Sommer auf Island. Berlin 1900.
 Kristnisaga, Tháttr Thorvalds ens vidhförla, Tháttr Isleifs Biskups Gizurarsonar, Hungrvaka. Halle 1903 (Altnord. Saga-Bibl. XI).
 H. Ibsen, B. Björnson und ihre Zeitgenossen. Leipzig 1908 (Aus Natur- und Geisteswelt 193).
 Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem Bad. Unterland. Freiburg 1908 (Blätter des Bad. Vereins für Volkskunde VII).

Zeitschriftenaufsätze.

- 1890: Ein Missbrauch. Nation. 11. Nov. Nr. 8, 126.
 1891: Aus isländischer Volksüberlieferung. Germania 36, 369.
 1895: Krankheitsbeschwörungen des Nordens. Z. d. Vereins f. Volkskunde 5, 194.
 1896: Der Beiname Skáld. Arkiv f. nord. Fil. 12, 73.
 Noch einmal der Beiname Skáld. Ebd. 272.
 Der u-Brechungsdiphthong des e. Ebd. 374.
 1900: Aus schwedischem Volksglauben. Ebd. 10, 194.
 Der Wortschatz der Bauern. Z. d. allg. D. Sprachvereins 15, 290.
 1901: Das Christentum in der altwestnord. Dichtung. Arkiv f. n. F. 17, 97.
 Zum Kampf des Vaters und Sohnes. Beitr. z. Gesch. d. D. Spr. 26, 319.
 Der Ort der Hochzeit auf Island zur Sagazeit. Z. d. V. f. V. 11, 40.
 Von de la Martinières Reise nach dem Norden. Ebd. 11, 431.
 1902: Zu Beitr. 26, 319. Beitr. 27, 408.
 Ueber Steinhaufen insbes. auf Island. Z. d. V. f. V. 12, 89. 203. 319.
 Fabeleien über Norwegen und Island. Beil. z. Allg. Zeitung. 17. I, S. 99.
 1903: Zu den niedersächs. Zauberpuppen. Z. d. V. f. V. 13, 298.
 Noch einiges vom bösen Blick. Ebd. 13, 213.
 Das Verpflocken von Krankheiten. Ebd. 13, 438.
 Altwestnordische Namenstudien. Indog. Forsch. 14, 133.
 Der Passport bei russischen Leichenbegängnissen. Z. f. Ethnol. 35, 1006.
 1904: Die Handschriften der Hungrvaka. Arkiv f. n. F. 20, 228.
 Nordische Kleinigkeiten. 1. Die ehernen Rosse b. Saxo Gram. 2. Schiff und Vogel. 3. Jarl Sivard digre u. seine Fahne. Ebd. 284.

- Eine Vorschrift für Taufpaten. Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 11, 66.
- Alte Volkstänze in Baden, Heidelb. Tagbl. 11. VII.
- Ein Neujahrslied aus Eberbach. Heidelb. Ztg. 31. XII.
- 1905: Zu den Handschriften des kürzeren Thátrr Thorvalds ens vidhförla. Arkiv f. n. F. 21, 256.
- Klaffern, Papegai, Hühnerloch, Müffen, Wat't Tüg holln will, Bunzenliker, Psalmbok = Kartenspiel. Korrespondenzbl. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. 25, 59, 60, 66, 67, 71, 72.
- Ludwig Holberg. Neue Heidelb. Jahrbücher. 13, 114.
- Ueber einige Volksliedvarianten. 1. Eisenbahnunglück. 2. Mordtat des Soldaten. Heimkehr. Soldat. 4. Vor der Einstellung. Bl. d. Bad. V. f. Volksk. 1, 8. 2, 25 = Alemannia. N. F. 6, 49.
- Der gefesselte Riese. Archiv f. Religionswiss. 8, 314.
- Volkskundl. Nachträge. 1. Erlöschen der Altarkerzen. 2. Fußspur. 3. Vom Hoawief. 4. Widergänger. 5. Vom bösen Blick. 6. Volksanthropometrie. Z. d. V. f. V. 15, 347.
- Unholde vom Gewitter verfolgt. Hess. Bl. für Volksk. 4, 71.
- Umfragen zur Volkskunde. Bl. d. B. V. f. V. 1, 13.
- Die verfluchte Schlange. Globus 88, 233.
- Ein russischer Hochzeitsbrauch. Z. d. V. f. V. 15, 438.
- Noch einmal die Gräber der Wöchnerinnen. Mitt. d. schles. G. f. Volksk. 14, 59.
- Dänischer Volksglaube in Holbergs Schriften. Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. usw. 15, 711.
- Der Ragnarökmythus. Archiv f. Religionswiss. 8, 431. 9 (1906), 61.
- Der höchste Name. Ebd. 8, 556.
- 1906: Zur verfluchten Schlange. Globus 89, 112.
- Volkskundl. Nachträge. 7. Die freiwillig kinderlose Frau. 8. Namenstudien. 9. Durchs Nadelöhr kriechen. 10. Steinhauen. 11. Bier in Eierschalen gebraut. 12. Redende Häupter. 13. Schmauserei bei der Bestattung. Z. d. V. f. V. 16, 311, 414.
- Reimereien aus pfälz. Handschriften des 16. Jahrh. Alemannia N. F. 7, 202.
- In Sigrdrifumól 11. Z. f. D. Phil. 38, 515.
- Ein nordböhmischer Junggesellenverband. Hess. Bl. f. V. 5, 159.
- 1907: Sommertag. Archiv f. Rel. 10, 153.
- Seele und Kerze. Hess. Bl. f. V. 6, 9.
- In Otto Böckels Psychologie der Volksdichtung. Alemannia N. F. 8, 201.
- Hochzeitsbräuche aus dem Amtsbezirk Pforzheim. Bl. d. Bad. V. f. V. 6, 121.
- Heidenwerfen. Eselsfresser. Mitt. d. schles. Ges. f. V. 17, 70, 92.
- Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen. Jahrb. d. fr.D. Hochstifts zu Frankfurt a. M.
- 1908: Noch einmal Kind und Korn. Archiv f. Rel. 11, 411.
- 1909: Das Motiv der wiedergefundenen Schwester im Altisländischen. Beitr. z. Gesch. d. D. Spr. 34, 420
- Kultische Reinheit. Archiv für Rel. 12, 45.
- Schwimmendes Kruzifix. Ebd. 147.
- Hexenwesen und allerlei Aberglauben der Gegenwart. Alemannia 3. F. 1, 3.
- Flandern. Mitt. d. schles. Ges. f. V. 21, 53.
- Zu Adams Erschaffung. Archiv f. Rel. 12, 578.
- 1910: Die altwestnord. Beinamen bis etwa zum Jahre 1400. Arkiv f. n. F. 26, 142, 227.

Die Keuschheit der Bienen im Volksglauben.¹⁾

Von **Eugen Fehrle**.

Schon bei den Griechen und Römern galt die Biene als ein keusches Tierchen. Der Jüngling Hippolytos, der in Griechenland als Heros der Keuschheit verehrt wurde²⁾, betet in einem nach ihm benannten Drama des Euripides zu Artemis, der Göttin der Keuschheit:³⁾

Dir bring ich, Herrin, diesen frischen Kranz,
den ich auf nie versehrter Aue wand.
Dort wagt der Hirt die Herde nicht zu treiben,
nie hat der Sichel Schneide sie berührt,
jungfräulich ist die Au', und nur die Biene,
die heil'ge, schwärmt durch ihren Frühlingsflor:
denn Keuschheit ist die Nympe, die sie tränkt,
und keine Blume gönnt sie der Gemeinheit.
Dort pflückt die Unschuld nur, die eingeboren,
nicht anezogen, tief im Herzen wohnt.

Ein antiker Erklärer bemerkt dazu: „Die Biene ist nämlich das reinste Tier, deshalb nennen die Dichter die Priesterinnen Bienen.“ Diese Bezeichnung kommt nach anderen Nachrichten einigen Priesterinnen zu, denen Keuschheit vorgeschrieben war,⁴⁾ denen der Artemis, der Demeter, der Magna Mater, die Pythia heißt „Delphische Biene“.

Vergil handelt im vierten Teil seines Werks *Georgica* ausführlich über die Bienenzucht und kommt dabei auch auf die Keuschheit der Bienen zu sprechen:⁵⁾

Ja, es gefiel auch jene bewunderte Sitte den Bienen,
dass sie keiner Begattung sich freu'n, noch die Stärke des Leibes
träg auflösen in Lust, noch mütterlich Junge gebären;
sondern selbst mit dem Mund' auf Laub und lieblichen Kräutern
sammeln sie Brut; den Erben des Thron's und die kleinen Quiriten
schaffen sie selbst und ergänzen die Höf' und wächsernen Reiche

1) Die Literatur habe ich in meinem Buche über die kultische Keuschheit im Altertum (Gießen, Töpelmann 1910) S. 56 ff. zusammengestellt.

2) Siehe v. Wilamowitz-Moellendorff, griechische Tragödien, I, S. 97 ff.

3) Nach der Uebersetzung von Wilamowitz, Vers 73 ff. a. a. O.

4) Siehe meine „Kult. Keuschheit“ S. 56 ff. 101. 104 und besonders Olck in Pauly-Wissowa's Realenzyklopaedie der klassischen Altertumswissenschaft III 1, Spalte 448.

5) Vers 197 ff. nach der von Güthling neu herausgegebenen Uebersetzung von J. H. Voss.

Und Vers 219 ff. sagt der Dichter:

Mancher, von solchem Beweise geführt und solcherlei Proben lehrete, dass in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes wohn' und ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle Lande sowohl, als Räume des Meeres und Tiefen des Himmels.

Wenn den geengeten Bau einmal und die Schätze des Honigs öffnen du willst, dann erst, mit geschöpftem Wasser dich spülend, säubere den Mund und streck' in der Hand fortscheuchende Dämpfe.

Was der Dichter hier erwähnt, ist bei antiken Schriftstellern auch sonst häufig zu lesen und hat seine Grundlage im griechischen und römischen Volksglauben.⁶⁾

Man glaubte die Bienen dulden nichts Unreines in ihrer Umgebung. Sie richten ihre Angriffe besonders gegen Leute, die sich dem Liebesgenuss hingeeben haben und ohne besondere Reinigung in ihre Nähe kommen. Denn Liebesvereinigung galt den antiken Völkern allgemein als kultisch verunreinigend. Erst nach Befolgung gewisser Reinigungsvorschriften oder nach Enthaltung, die bald länger, bald kürzer dauerte, durfte man in diesem Falle wieder am Kulte teilnehmen.⁷⁾ Denselben Bedingungen war der Bienenzüchter unterworfen. Ein erfahrener römischer Landwirt aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, Columella, der sich wie überhaupt die Römer seinerzeit viel mit Bienenzucht beschäftigte, gibt die Vorschrift, dass der Imker am Tage, bevor er sich mit den Bienen zu schaffen mache, Liebesgenüssen fern bleiben müsse, sonst sei er gegen die Stiche nicht gefeit.⁸⁾

Weil man über die Begattung der Bienen nichts Sicheres wusste, bildete sich die Ansicht, dass sie ohne Begattung entstünden⁹⁾. Nach weitverbreiteter Ansicht entstanden sie aus dem schon stark in Fäulnis übergegangenen Fleische getöteter Rinder. Diese Erzählungen werden auf Ägypten zurückgeführt, sie wurden im alten Griechenland und Italien und auch bei uns im Mittelalter für möglich gehalten und als Beweis für die Keuschheit der Bienen angeführt.¹⁰⁾

Wenn eine Frau während der Menstruation in die Nähe eines Bienenstockes kommt, ist es nach antikem Glauben möglich, dass die Bienen ausziehen.

Ähnliche Ansichten über die Bienen finden wir bei uns in christlicher Zeit. Den schon erwähnten Glauben, dass die Bienen ohne Begattung entstehen, benutzten Christen,

⁶⁾ Olck a. a. O. Sp. 434 und 447 f.

⁷⁾ S. meine „k. Keuschheit“ S. 25 ff.

⁸⁾ Col. Res rust. IX 14, 3. S. Glock, Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte (Heidelberg 1891) S. 197 ff.

⁹⁾ Olck a. a. O. Sp 434,19 ff.

¹⁰⁾ Glock a. a. O. S. 128 ff.; Olck a. a. O.

um dadurch die jungfräuliche Geburt Marias begreiflich zu machen¹¹⁾. Wie in der Antike die Biene als heiliges Tierchen galt¹²⁾, genießt sie auch bei uns besondere Achtung¹³⁾ und wird für keusch gehalten. In Böhmen und Posen glaubt man, dass Unzüchtige von den Bienen verfolgt werden, keusche Jungfrauen aber ohne Gefahr in die Nähe eines Bienenstocks gehen können. Deshalb stellen Mädchen, wenn es gilt, ihre Unschuld zu beweisen, sich vor ein Bienenhaus¹⁴⁾. Nach schlesischem Glauben sterben die Bienen, wenn eine menstruierende Frau in die Nähe des Stocks kommt¹⁵⁾. In Westfalen stellt man die Neuvermählten den Bienen vor und sagt dabei:¹⁶⁾

Imen in, imen ut,
hier is de junge brut.
Imen üm, imen an,
hier is de junge mann.
Imekes verlat se nit,
wenn se nu mal kinner kritt.

Offenbar fürchtet man, die keusche Biene sei der jungen Frau, die Kinder bekomme, nicht mehr günstig gesinnt.

Nach dem Volksglauben wird eine Frau nie schwanger, wenn sie eine Biene isst¹⁷⁾.

Die Beispiele lassen sich leicht vermehren. Doch zeigen schon die angeführten Stellen, dass die Biene dem antiken wie unserem Volke als keusches Tierchen gilt.

¹¹⁾ Glock und Olck an den zuletzt angeführten Stellen. Salzer, Sinnbilder und Beiworte Mariens (Linz 1893). S. 489. Vielleicht geht die Vorschrift, dass in der katholischen Kirche die zum Kult verwendeten Kerzen aus reinem Bienenwachs sein müssen, auf den Volksglauben von der keuschen Biene zurück.

¹²⁾ A. B. Cook, The bee in greek mythology, The Journal of helenic studies XV (1895) S. 1 ff.

¹³⁾ A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Dritte Bearbeitung von E. H. Meyer S. 114 und 428.

¹⁴⁾ Wuttke a. a. O. S. 206; Zeitschrift für österreich. Volkskunde VIII (1902), S. 50.

¹⁵⁾ Schlesiens volkstüml. Überlieferungen II 2 (Leipzig 1906), S. 86.

¹⁶⁾ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde X (1900), S. 16.

¹⁷⁾ Am Urquell V (1894), S. 179. Vgl. Wlislöcki, Aus dem inneren Leben der Zigeuner, S. 146.

Allerlei Volkskunde aus dem Markgräflerland.

Von E. Beck.

Das im folgenden niedergelegte Material habe ich gelegentlich einer Untersuchung über die Markgräfler Mundart gesammelt. Das meiste stammt aus meiner Geburtsstadt Lörrach, weiteres aus Rümplingen, einzelnes aus andern Dörfern. Vieles davon ist natürlich auf dem ganzen Gebiet heimisch, manches in ähnlicher Form in ganz Deutschland und noch weiter verbreitet.

Da nicht alle Stücke meiner Sammlung aus derselben Ortschaft stammen, ist die Mundart nicht überall gleich. Gegenüber den mehr und mehr eindringenden schriftsprachlichen Formen habe ich die echt mundartlichen bevorzugt, wenn sie in dem betreffenden Zusammenhang wirklich noch üblich sind; wo inmitten eines mundartlichen Textes eine schriftsprachliche Form überliefert ist, habe ich sie als solche kenntlich gemacht. Einzelne Stücke kommen nur schriftsprachlich vor; in diesem Fall behalte ich die gewöhnliche Schreibung bei, da es ja bei dieser Sammlung nicht so sehr auf die genaue Lautform ankommt.

Auch die mundartlichen Stücke schreibe ich nicht streng phonetisch, doch unter Anlehnung an die gewöhnliche Schrift in einer Weise, dass Länge und Beschaffenheit der Vokale mit Sicherheit erkannt werden kann. Länge bezeichne ich durch Doppelschreibung; sonstige Dehnungszeichen (h, e) wende ich nicht an. Betontes e ist stets geschlossen; der offene Laut ist durchweg ä (z. B. Chnächt = Knecht). Die zwei Schattierungen des unbetonten e Lauts, die ich in meiner grammatischen Abhandlung von einander und von betontem e scheidet, bezeichne ich hier beide mit e. Offenheit wird bei langem i, u und ü stets, bei kurzem wenn nötig durch Kursivschrift bezeichnet, z. B. *sübe* sieben, *duure* hindurch, *nüt* nicht, *hüt* heute; Geschlossenheit bleibt unbezeichnet (*duure* = dauern). A ist stets dumpf, o stets geschlossen, ei als Diphthongierung von î und ai aus mhd. ei sind streng geschieden, ebenso ou und au. In vielen Ortschaften wird allerdings noch ei, ou für den mhd. Diphthongen gesprochen, doch habe ich in der Schrift die Lautgestaltung von Lörrach durchgeführt.

Je ist stets Diphthong wie ue, üe. In letzterem Fall habe ich die ländliche Gestalt bevorzugt, weil sie dem gewohnten Schriftbild näher steht; Lörrach spricht ent-rundetes Fieß, mied usw.

T und d sind praktisch gleich; ich belasse die übliche Orthographie. Für den aspirierten Laut schreibe ich nötigenfalls th, ebenso ph. St ist stets scht zu lesen; s + t wird durch ßt bezeichnet: Mist = Mischt, dagegen frißt. Altes s und ß aus t werden auch nach langem Vokal geschieden: haiser = heiser, haiß = heiß (uus = mhd. ûz hat eine besondere Entwicklung).

Wo die Landmundart in Formenlehre und Syntax die ursprünglicheren Formen bietet, habe ich diese gegenüber den der Schriftsprache angeglichenen städtischen Formen bevorzugt. Einzelne Doppelformen habe ich stehen lassen: städtisch au neben ländlich oo (auch), städtisch kai neben ländlich ke (kein), wait-er neben wänt-er (wollt ihr), da beide geschichtlich berechtigt sind.

Auf sprachliche Erklärungen verzichte ich hier. Auch in der Übersetzung mundartlicher Ausdrücke beschränke ich mich auf das Notwendigste; der Dialekt dürfte ja durch Hebel genugsam bekannt sein.

Ich habe die einzelnen Stücke verglichen mit den entsprechenden Nummern von Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, und Birlinger, Nimm mich mit, Kinderbüchlein, sowie einigen andern kleinen Artikeln in Zeitschriften.

I. Für Kinder bestimmte Gedichte und Lieder von Erwachsenen.

1.

Chömmet, chömmet waideli,¹⁾
 Groß- un chlaini Maideli,
 Buebli alli zämme!²⁾
 Chömmet, 's isch ä Hochzit doo,
 'S het ä Muus ä Fröschi gnoo,
 'S Müüslî het ä Belzli aa,
 'S Fröschi gäälî Hööselî,
 Glatt un ooni Mööselî,
 'S Müüslî git im Fröschi d' Hand,
 Un jetz göön si mitenand.
 Chömmet, Chömmet, 's lütet scho,
 'S isch Zit für in d' Chilche z' goo.
 Aaber 's Büüslî³⁾ sitzt, o wee,
 Graad am Wääg un het is gsee.

Un ins Wasser springt mi Frosch,
 Muus ins Loch, was gisch was hosch,
 Und die Hochzeit het än Änd,
 Chinderli, göönd jetz woo der wänt!

Der drittletzte Vers ist offenbar gestört; „Frosch“ und „Loch“ müssen assonieren.

¹⁾ hurtig, ²⁾ zusammen, ³⁾ Kätzchen.

2.

Z' Baasel uf 'm Bluemeplatz
 Pfift ä Muus un tanzt ä Haas,
 Schlaat ä Vöögelⁱ Trumme.⁴⁾
 Alli Tierli woo Wäadelⁱ hän,
 Solle an d' Hochzeit kumme,
 Solle 's Ässe mit-ene bringe,
 Solle 's Stüeli ans Füüdelⁱ⁵⁾ binde.
 Ai, se schlaa dr Kuckuck drii,
 Was soll daas für ä Hochzeit *sii*!

Die zwei letzten Verse sind dieselben wie bei Rochholz Nr. 279. In Vers 5 ist „kumme“ nicht mundartlich; der Infin. lautet sonst choo.

⁴⁾ Trommel, ⁵⁾ Hinterer.

3.

Kettenvers.

Ais zwai drei,
 Alt isch *nüt* neu,
 Neu isch *nüt* alt,
 Waarm isch *nüt* chalt,
 Chalt isch *nüt* waarm,
 Riich isch *nüt* aarm,
 Aarm isch *nüt* riich,
 Chrumm isch *nüt* gliich,
 Gliich isch *nüt* chrumm,
 Ä Sack isch kai Trumm,
 Ä Trumm isch kai Sack,
 Ä Buur isch kai Hack,
 Ä Hack isch kai Buur,
 Süeß isch *nüt* suur,
 Suur isch *nüt* süeß,
 Händ sin kaini Füeß,
 Füeß sin kaini Händ,
 'S Liedli het en Änd.

Teilweise übereinstimmend mit Rochholz 717.

4.

Eene deene *Ditzli*,
 D' Mueter chocht mer *Schnitzli*,
 Haa-n-i wölle läcke,
 Chunnt si mit 'em *Stäcke*,

Saag i's der Magd,
 Het si mi verschlagt,
 Saag i's im Chnecht,
 Sait er: „'S gschütt dr rächt“,
 Saag i's im Großpapaa,
 Lacht er „Hahahahaa“!

5.

Joggeli un Anneli.

Der Joggeli chunnt vo haime⁶⁾
 Mit siine chrumme Baine,
 Er stoot vor's Annelis Huus Huus Huus,
 Er stoot vor's Annelis Huus.

'S Anneli chunnt graad aabe
 Mit sine chrumme Waade,
 Un macht im Joggeli uf uf uf,
 Und macht im Joggeli uf.

Der Joggeli isch so güetig
 Un chaufft im Anneli 's Hüetli
 Mit Spitze un Bändeli druf druf druf,
 Mit Spitze un Bändeli druf.

Am Sunntig göön si in d' Chille,
 Un sitze z'vööorderst füüre
 Un lache üüberlut lut lut
 Un jetz isch 's Anneli Brut.

⁶⁾ sonst nicht mehr gebräuchliche Form für daheim.

6.

Sonnenliedchen.

D' Sunne schiint,
 'S Vöögele griint,
 'S sitzet hinter'm Laade,
 'S nimmt im Schniider dr Faade.
 Der Schniider nimmt der Röötelstai
 Un wirft im Vöögeli 's Bai entzwei.
 'S Vöögeli sait „O wee!“
 Der Schniider sait:
 „Gäll, i haa dr gee?“

Der Anfang stimmt mit Rochh. 273 überein. Eine kürzere Fassung ist Birlingers 61.

7.

Ä Chälbli zieht am Rieme,
 Im oobere Doorf isch nieme,
 Im untere Doorf isch Vogelsang,
 O du alti Chachle, worum läbsch so lang?
 — Worum soll i nüt lang lääbe?
 Mii Vater isch ä Wääber,

Mi Mueter isch ä goldeni Tuube,
 Fliegt alli Tag ins Wirtshuus uufe.
 Z'oobe chunnt se wiider haim
 Un bringt der gröscht Laib Brot am Bai.

8.

I will dr öbbis saage,
 In de lange Taage,
 In de chuurze Wuche
 Het mii Vater ä Süüli gstoche.
 Mir ä Wüürstli,
 Dir ä Wüürstli,
 Mir ä broote Vögeli,
 Dir ä Chatze-Göögeli⁷⁾.

Vgl. Rochholz 881.

⁷⁾ Katzendreck.

9.

Die drei Marieen.

Rite rite Ross,
 Z' Baasel stoot ä Schloss,
 Z' Chander stoot ä Guckehuus,
 Luege schööni Maideli druus.
 Die aindi spinnt Siide,
 Die andri gäali Wiide,
 Die dritti spinnt Haberstrau.
 'S chunnt ä alti Bättelfrau,
 Het ä Stückli Broot im Sack.
 Chunnt ä Hund un bißt ere drab.
 Trab, trab, Schimmelí, trab.

Vgl. Rochh. S. 139—149 und die dort angegebene Literatur; Gertrud Züricher, das Ryti-Röbli-Lied; Meisinger, Kinderlieder 3. Vers 4—7 sind in ähnlicher Fassung in ein Storchelied eingelegt bei Birlinger 70. Für das Ende des Liedes kommt auch hier die von Rochholz S. 144/5 angegebene Variante vor:

„Die dritti spinnt ä roote Rock
 Für unsere liebe Härrgott.“

10.

So reiten die kleinen Herrenkinder,
 Wenn sie noch kleinwinzig sind.
 Wenn sie größer werden,
 Reiten sie auf Pferden.
 Wenn sie größer wachsen,
 Reiten sie nach Sachsen.

Vgl. Rochholz 750. Birlinger 12.

11.

Stoot ä Aengeli an der Wand,
 Het ä Gaggeli in der Hand,

Het's wölle siede,
 Het kaini Gliete,⁸⁾
 Het's wölle ässe,
 Het kai Mässer,
 Fallt ä Mässer vom Himmel aabe
 Un schlaat im Aengeli 's Aermlí ab.
 Goot's zuam Balbierer,
 Isch nieme daheim as die wälsche Hiener,
 Sitzt ä Chätzli uf'm Dach,
 Het sich halber bucklig glacht.

Vgl. Rochh. 719.

⁸⁾ Entrundete Form von Glüete, feurige Kohlen.

12.

Variante.

Stoot ä Biebli an der Wand,
 Het ä Oepfli in der Hand,
 Möcht's gäärn ässe,
 Het kai Mässer,
 Fallt ä Mässer vom Himmel aabe
 Un schlaat im Biebli 's Aermlí ab.
 Schluss wie oben.

13.

Der Schneider und die Geiß
 Gingen miteinander auf d'Reis,
 Die Geiß ist so keck
 Und wirft den Schneider in den Dreck.
 Da nimmt der Schneider 's Ellmesser 'raus
 Und gibt der Geiß aus dem ff 'raus.
 Die Geiß schreit mää!
 Wart i will d'r gää!⁹⁾

Vgl. Rochh. 347.

⁹⁾ gewöhnlich gee = geben.

14.

Raie raie Roose,
 Der Zucker wämmer¹⁰⁾ stoobe,
 D' Chüechli in der Pfanne
 Dotsche alli zamme!

Dies wird gesungen, indem größere Kinder mit kleineren, die noch gehen lernen, im Kreis herum gehen. Am Schluss kauern alle nieder.

¹⁰⁾ Wollen wir.

15.

Andere Fassung (halb schriftdeutsch).

Raie raie Roose,
 Schööni Aprikoose,

Veilchen und Vergißmännicht,
 Alle Kinderlain setzen sich!
 Adjee Mamaa, Adjee Papaa,
 Das Kindlein geht zur Großmama!

16.

Haile haile Sääge,
 Drei Taag Rääge,
 Drei Taag Schnee,
 'S tuet im Chindel*i* nümme wee!

Vgl. Rochholz 948. A. Schwend, Textproben der Ma. von Oberschopfheim, Zeitschr. f. hd. Ma. I, 345.

17.

O du alti Saare,
 Pfanne het ä Loch,
 D'Chnöbfl*i* sin verfaare,
 Die Alti frisst si doch!

Vgl. mit anderem Schlussvers (D' Brüeje hänt mer noch) Rochh. 871, R. Wintermantel Zeitschr. f. hd. Ma. I, 347, 29.

18.

Daas isch der Dumme,
 Dää schüttlet Pflumme,
 Dää hebt si uf,
 Dää trait si haim,
 Un dää chlai Spitzbueb sait alles dehaim.

19.

'S chunnt ä Bäär,
 Wo chunnt er häär?
 Wo goot er h*ii*?
 Zuem Maidel*i* (Büebel*i*) h*ii*!

Man lässt dabei die ausgespreizten Finger einer Hand sich langsam am Kind hinaufbewegen; beim letzten Vers fasst man schnell zu und kitzelt das Kind. Vgl. Rochholz 220.

20.

Wenn man ein Kind an der inneren Handfläche kitzelt, sagt man:
 Graade Strich,
 Chrumme Strich,
 Löchli boore,
 Patsch an d' Oore!

II. Kinderlieder.

21.

Maikäferlied.

Maiechäfer, flieg,
 Der Vater isch im Krieg,

D' Mueter isch im Schwoobeland,
'S Schwoobeland isch abgebrannt! ¹¹⁾

Vgl. Birlinger 82.

¹¹⁾ natürlich schriftsprachlich für abbrennt.

22.

Storchenlieder.

Stoorch, Stoorch, Hainer,
Mit de lange Baine,
Flieg *üüber*'s Beckers Huus,
Bring mer oo ¹²⁾ ä Wecke druus!

Ahnlich an den Storch bei Schwend Z. hd. M. I, 345, an den Mai-
käfer bei Birlinger 82, an das „Chäferli“ bei Rochholz 186.

¹²⁾ = au, auch.

23.

Stoorch, Stoorch,
'S Hüüsl*i* brennt,
Chumm, mer wänn goo lösche
Mit de *sibe* Frösche!

24.

Stoorch, Stoorch, Hainer,
Mit de lange Baine,
Mit de lange Schnippe-Schnappe,
Will goo leere z' Ässe traage,
Uf die hoochi Tanne
Zue der Mueter Anne,
Zue der Mueter Üeli,
Chauf mer neui Schüeli,
'S Müs*sl*i het mer 's Lääder gfrässe,
Dass mer nüt mee *sit* dervoo.

Der Reim Ueli : Schüeli findet sich auch bei Rochholz 176, wo er
als bernerisch angegeben wird.

Zur Schnecke.

25.

Schnäck, Schnäck, streck d' Hörner uuf,
Oder i schloo ¹³⁾ dr ä füür*ig* Schit druuf!

Vgl. Birlinger 87 und 88, Rochholz Nr. 204 und Seite 225.

¹³⁾ = schlaa, schlage.

26.

Schnäck, Schnäck, streck d' Hörner uus,
Oder i bool dr ä Stai ufs Huus!

27.

Döört oobe uuf 'm Bäärg*li*
Stoot ä wissi Gaiß,
I haa si wölle mälche,
Das Lueder schloot mr ais.

28.

Wenn die Hühner keine Eier legen, singen die Kinder:

Aie, popaie,
Schlaag 's Güggele toot,
Es lait keni Aili
Un frisst mr mii Broot!

29.

Wenn die Hühner gackern:

Gagge gagge Gäärste,
'S Hüenli hät ä Aili glait,
D' Mueter het 's uf Baasel trait,
Der Vater hets versoffe,
'S isch 'm der Hals abgloffte.

30.

Zu Neujahr.

I *bi* nä chlai Stumperli,
Chuurz un dick,
I stand in ä Eckli
Un wünsch *ich* Glück!

31.

Am Himmelfahrtstag (Uffert) gehen die Kinder gegen Mittag von Haus zu Haus und sagen folgendes Sprüchlein auf:

Alli Fraue, chömmet uuse,
Goo das Brütli bschaue!
Bschauet *iir* das Brütli *nüt*,
Se lääbet *iir* am Pflingsttag *nüt*!

Dafür heimsen die Kinder verschiedene Lebensmittel ein: Eier (in einem Dorf manchmal 150—200), Mehl, Zucker, Anken, Kaffee, Zichorie, Kuchen, Essig, Öl, Milch, Wein. Nach Beendigung des Rundgangs wird in einem Haus aus den gesammelten Vorräten das Mittagmahl bereitet und bei schönem Wetter im Freien eingenommen. Buben und Mädchen sitzen dabei in bunter Reihe, jene mit *Maieli* (Sträußchen) geschmückt, diese mit Kränzen. Da die *Chüechli* nicht auf einen Sitz gegessen werden können, wird zwischen hinein wieder ein gemeinsamer Spaziergang gemacht. Dieser Tag bildet so eines der schönsten Feste der schulpflichtigen Jugend.

32.

Manchmal wird dabei auch folgender Spruch gesagt:

Boppe boppe Hämmerli,
D'Stääge uuf ins Chämmerli,
*Wiider ääne*¹⁴⁾ aabe
Zue de schöne Chnaabe,

Wiider ääne uufe
Zue de junge Tuube!
'S Broot lit im Chänsterli,¹⁵⁾
'S Mässer lit denääbe,
Wollt-er is öbbis gääbe?
Schöne Maa, schööni Frau,
Luege enander liebli aa.
Sitzt ä Engeli hinter der Tüür,
'S schmeußt Öpfeli raus,
Schmeußt Biirli raus,
Jetz göömer wiider in ä ander Haus.

(Diese Reimworte natürlich schriftdeutsch.)

Die zwei ersten Verse sind bei Rochh. 446 und 513 der Anfang eines Augenliedes. Einen dritten Spruch aus dem Markgräflerland teilt A. Haass Z. hd. M. I, 91 mit:

Hoole, hoole, hoo!
Weidr d'Uufrdbrud oo iine loo?

usw.

¹⁴⁾ auf der andern Seite. ¹⁵⁾ Wandschrank. ¹⁶⁾ sonst gee = geben.

33.

Zum Weihnachtskind.

Wienechtchind, i bitt di,
Stüür ma oo nä Ditti,
Aaber ais wo Bääbeli haißt,
Oder i gäär ä gaar ä kais.

34.

Spruch beim Fastnachtsfeuer.

Schibii, Schiboo,
Wäm soll die Schiibe goo?
Die Schiibe die faart links un rächts,
Die faart im (Name) eebe rächt!

35.

Beim Schlitteln ist der Achtungsruf:
Sinehöö oder Sinehee!

III. Abzählverse.

36.

Ais, zwai,	Nüün, zää,
Babegai,	<i>Wiider</i> gää,
Drei, vier,	Ölf, zwölf,
Offizier,	Jungi Wölf,
Fümbf, seks,	Drizää, vierzää.
Alti Häx,	Haaselnuss,
<i>Siibe</i> , acht,	Füfzää, sächzää,
Kaffi gmacht,	<i>Duu</i> bisch <i>duss!</i>

Vgl. Birlinger 149.

37.

Ais zwai drei,
 Dippi dappi dei,
 I a i a i a joo,
 Mainsch, i chön nüt zwanzig zelle?
 Stöön si nüt scho doo?

Der Auszählende muss die Verse skandiert und zugleich akzentuiert sprechen. Vgl. Rochholz 272.

38.

Ais zwai dréi vier,
 Uf dem Klávier
 Ligt ein Ding,
 Das macht klingkling.

Halb schriftdeutsch (mundartlich *lit* = liegt, *m* = den, *ä* = ein).

39.

Ais zwai drei,
 Un *duu* bisch frei!

Vgl. Birlinger 150

40.

Ais zwai drei,
 Lüpft *iir* Bai,
 Lüpft *iir* Bai Bai Bai
 Un *mür* göön hai hai hai.

41.

Aäne uf der *Wiise*,
Siibe Taag *verschüide*,
 Acht Taag *rumpedibum*,
 Fräulein . . . (Name) *keer di um!*
 Fräulein . . . *hat sich gekehrt*,
 Hat der Katz' den Schwanz *abgezehrt!*

Der Zusatz der beiden letzten, schriftdeutschen Verse ist nur in Lörrach üblich.

42.

li zell aa
 Un *duu* bisch *duss!*

43.

Zää, zwanzig, drissig,
 Wäär isch flissig?
 Wäär isch fuul,
 Dä kriegt ais ufs Muul!

44.

A B C,
 D' Chatz lit im Schnee,
 Si het de Sack voll Lumpe,
 Jetz chaa si nümme gumpe.

Vgl. Rochholz 942.

45.

Aa rolle,
Baa rolle,
Bantöffeli guck guck uuse!

Vgl. Rochholz 222. Nach ihm wäre Aa rolle baa rolle (in seiner Fassung „Eirolle, Pärolle“) aus „Eier (-Pflaumen) Holen, Beeren Holen“ entstanden.

46.

Öllerli,
Böllerli,
Rippedirápp,
Rippedi rappedi bolle!

Das anzählende Kind schlägt sich bei jedem Iktus mit der Faust ans Kinn, während es den andern der Reihe nach einen Schlag auf die Hand gibt.

47.

Rii raa rutsch,
Mer faare mit der Kutsch,
Mer faare mit der Schnäckeposcht,
Was nuur¹⁷⁾ e halbe Chrützer choscht.

¹⁷⁾ Echt mundartlich „numme“.

48.

Im Wald stoot ä Bueche,
Un *duu* muesch sueche!

49.

Im Wald stoot ä Tanne,
Un *duu* muesch fange!

50.

Ä dicki dicki Dickmamaa
Sitzt uuf ere lisebaan,
lisebaan die chracht,
Dickmamaa die lacht.
Dicki dicki Nuss,
Un *duu* bisch duss.

IV. Neckreime.

51.

Jaköbeli, Jaköbeli,
Was mache diine Gäns?
Si schnäädere, si pfluddere
Un wäsche *iiri* Schwänz!

52.

Joggeli mit dr Giige,
Joggeli mit 'm Bass,

Joggeli het in d' Hoose gsch . . .
Joggeli was isch daas?

53.

Hanselⁱmaa
Het Stifeli aa,
Het 's Chäppli uf dr Site,
Het 's Ross verchauft,
Het 's Gäld versaufft¹⁸⁾
Jetzt chaa-n-er nümme rite.

Variante zu Bierlingers 26.

¹⁸⁾ Nur des Reimes wegen für versoffe.

54.

Andrees,
Wie gisch dr Chees?
„Dr Vierlig¹⁹⁾ um ä Grosche.“
Un wänn de en nüt wölfler gisch,
Se schloo-n-i dr ais uf d' Gosche.

¹⁹⁾ Viertelpfund.

55.

Müllerli,
Drüllerli,
'S Reedli goot um,
Der Meister wird zornig
Er waiß nüt worum.

56.

Bidsche badsche Peeter,
Hinter 'm Oofe steet er,
Chunnt die alti Chatz derzue,
Frisst der Schmäär mit samt 'm Schue.

Vgl. Rochh. Seite 137.

57.

Annemeili,
Hoppedeili,
Gang mr nüt in d' Boone,
Oder wenn dr Maister Jobbi chunnt,
Haut er dr ä paar an d' Oore!

58.

Anneli, Susanneli,
Stand uf un mach ä Liecht,
I höör öbbis trampele,
I main, es sei ä Dieb!

Vgl. Birlinger 130, Rochholz Variante zu 82. Es ist dies ursprünglich der Anfang eines Spruches zum Austreiben von ins Haus einschleichenden Zwergen.

59.

Anne Marei
 Het sibzää Säu,
 Het aini verloore
 Im Tannewald oobe,
 Isch si goo sueche,
 Het si wiider gfunde,
 Het si an ä alte Stumpbääse bunde.

60.

Es woont ä Maideli z' Schallbech,
 Es hätt gäärn ä Maa,
 Es het ä Stückli Rääbe,
 'S Boone-Gländ²⁰⁾ denääbe,
 Der Chaabis hintedraa.

²⁰⁾ Gartenbeet.

61.

Es woont ä Maideli z' Voogelbach,
 Es het ä grüne Laade,
 Es het ä Stumpe Nuss im Sack,
 Zeigt si alle Chnaabe.²¹⁾

²¹⁾ Burschen.

62.

Jobbai dii,
 Jobbai daa,
 'S Maideli will ke Zimmermaa,
 'S Maideli will ä Beckerchnächt,
 Dää vertäblt 'm 's Fүүdeli rächt!

63.

Cholraabe-Schnitz,
 Cholraabe-Schnitz,
 Der Räuber het sii Frau verwichst.
 Un wänn si nix mee haabe,
 So ässe si Cholraabe.

Diese Spottverse beziehen sich auf ein streitsüchtiges Ehepaar in einem bestimmten Dorfe.

64.

An Fastnacht.

Faasnachtsnaar
 Het Gäld im Sack,
 Fүүr ä Pfennig Schnupftubak!

65.

Wenn jemand nach dem 1. April noch einen in den April schicken will, bekommt er zur Antwort:
 Der eerst April isch scho vorbeii,
 De muesch dr Eesel sälber sii!

66.

Wenn jemand unmutig sagt: „A was!“ erwidert man ihm:
 D' Chatz isch dii Baas,
 Der Hund isch dii Vetter,
 Schläckt alli Taag Bletter.

Vgl. Rochh. 262.

67.

'Sisch mr alles ais,
 'Sisch mr alles ais,
 Ob i Gäld haa oder kais.

68.

Jobbai dii, Jobbai daa,
 Schnaps isch guet für d'Choleraa,
 Jobbai dii, Jobbai daa,
 Jobbai dii haidaa!

69.

Dem Stampfen der Eisenbahn werden die Worte
 unterlegt:

li mueß schinde
 Z'uem Verrecke
 Für die Chaibe
 Zuckerbecke.

70.

Du Appizäller Maideli,
 Wie machsch denn duu dr Chees?
 I tue-n-en in ä Chüübeli
 Un druck 'n mit 'm Füüdeli,
 Drum isch dr Chees soo rees!

Ähnlich bei Wintermantel 25 von den „Tennebronner Meidele.“

71.

Zum Kaminfeger.

Cheemifääger, schwaarze Maa,
 Het a rueßig Hemli aa!
 Alli Wäschere vo Paris
 Bringe nüt sii Hemli wiß.

72.

Chemifääger
 Mit 'm Bääse,
 Mit 'm Stumpe,
 Macht die alti Wiiber z'gumpe!

Rochholz 350 verbindet beide Stücke zu einem Ganzen.

73.

Rääge Rääge Tropfe,
 D'Buebe muess me chlopfe,

D'Maidli muess me schoone
Wie ne Zitroone!

Auch mit Vertauschung der Rollen. Vgl. Rochholz 338.

74.

Hinter'm alte Schüüretoor
Woont ä alti Wanne,
Wämme nääbe duure goot,
Se fangt me halt aa z'renne,
Renne isch ä schööni Freud,
Wämme nüt uf d'Schnuure gheit!

Wenn jemand gefallen ist.

75.

Es will ä Frau uf Baasel goo
Uudschuudrihuu!
Si will dr Maa nüt mit sich loo,
Oho oho oho!
„Maa, de blibsch dehaime,
Uudschuudrihuu!
Bi diine sibe Chlaine!“
Oho oho oho!
Un als die Frau vo Baasel chunt,
Uudschuudrihuu!
Un als dr Maa am Spinnrad hockt,
Oho oho oho!
„Maa, wieviil hai d'Hüener glait?“ --
Uudschuudrihuu!
„Ais het glait und zwai vertrait.“ —
Oho oho oho!
„Maa, de hesch si gässe!
Uudschuudrihuu!
D'Schale liige in dr Äsche!“
Oho oho oho!
Doo chunnt d'Frau mit'm Räche,
Uudschuudrihuu!
Un will dr Maa verstäche,
Oho oho oho!
Dr Maa, dä springt zuem Fänster uus,
Uudschuudrihuu!
Un flööchtet sich ins Nochbers Huus,
Oho oho oho!

Aus Rüm mingen. Das Gedicht soll auf einer wahren Begebenheit beruhen und trägt in Sprache und Ausdruck auch wirklich echt mundartlichen Charakter. Unrein ist nur die Assonanz von chunnt: hockt, wo wol das schriftsprachliche „kommt“ vorschwebte.

V. Dorfneckereien.

76.

Die Ortschaften, in denen *nd* als gutturaler Nasal *ng* gesprochen wird, werden durch den auch in andern Gegenden verbreiteten Satz verspottet:

'S Hängli het 's Chingli ins Hängli bisse im Gängli hinge, 's Chingli het grüüseli gschroue.²²⁾

Vgl. Rochholz 14.

²²⁾ geschrieen.

77.

Variante:

Z' Schallbech frässe d' Hünglene de Chinglene 's Brot uus de Hänglene ewäg.

(Zugleich Verspottung der Plural-Endung *-ene*, die jetzt mehr und mehr verschwindet).

78.

Einige Ortschaften, darunter Hägelberg, sprechen neben anderen Besonderheiten ein sehr offenes *ö*, etwa wie das von französisch *cœur*. Darum verspottet man diese Aussprache in dem benachbarten Hüsingem:

Z' Häglebrg hän si Chööl in der Hööli un Böönli in der Löchli-Matt.

79.

D' Naiere vo Gupf²³⁾
Macht alli Stund ä Stupf,
Un d' Naiere vo Blankeloch
Setzt dr Plätz nääbe 's Loch.

²³⁾ Ortschaft bei Tannenkirch.

80.

D' Schallbecher Zeeche hei²⁴⁾ Gott vergässe,
Hei im Teufel der Schwanz abgrässe.

81.

Im Kandertal sagt man:

Ööttlige isch hooch oobe,
Binze isch ä Staiboode,
Rümmige isch ä schööni Stadt,
Wittlige isch ä Bättelsack.
Wollbech isch ä Liirichüübel,²⁵⁾
Egisholz isch dr Deckel drüüber.

²⁵⁾ von leiern, wegen der langsamen Sprechweise der Wollbacher.
Vgl. F. Pfaff, Alemannia N. F. 6, 153—160.

82.

Mäart, Mäart, Mäart (Mäarkt)
Isch ke fuuli Boone wäärt.

83.

Die Einwohner fast jeden Dorfes haben natürlich ihre Übernamen,²⁶⁾ deren Grund nicht immer ersichtlich ist. Die Lörracher gelten für geizig und heißen darum Teller-schlecker; durch Hochmut sollen sich die Bauern von Tumringen und Wintersweiler auszeichnen, weshalb man sie *Gückel* bzw. wälschi *Gückel* nennt. Wegen ihrer langsamen Sprechweise führen die Einwohner von Holzen und Tüllingen den Beinamen *Schnäcke*. In Märkt sollen viele Kröpfe vorkommen; die dortigen Bauern heißen darum schlankweg *Chröpf* oder auch *Chatzechöpf*. Die Schallbacher führen das Eponymon *Zeeche*, die Wollbacher *Chochlöffel*, die Rüminger *Harzwalcher*, die Bewohner von Kandern *Bänklirütscher*, die von Welmlingen *Guckemännli*, die von Mapach *Bappeschläcker*. Der Botanik sind entnommen die Übernamen von Wittlingen: *Chüürbse*, von Binzen: *Moore* (Möhre), von Ötlingen: *Booneschääfe* und von Kirchen: *uusgmacht* *Boone*. Die Stettene endlich heißen *Forelle* oder *Frösche fää* (Froschfänger) als nach der badischen Revolution (1849) Preußen im Wiesenta waren, sah eine Patrouille auf den Matten bei Stetten Lichter hin und her gehen und forschte den geheimnisvollen Bewegungen einiger Burschen nach; auf die Frage, was sie trieben, wussten sie nichts zu erwidern als ein stolzes *Frösche fää* (Fr. fangen), weshalb man die Stettener bis heute nach ihrem Lieblingssport benennt.

²⁶⁾ Vgl. O. Haffner, *Alemannia* N. F. 8, 88—104; 3. F. 1, 129—138. J. Schmidt ebd. N. F. 9, 65—70; 3. F. 1, 23—35. F. Pfaff ebd. N. F. 6 153—160; 7, 157. Und fürs Unterland B. Kahle, *Blätter des Bad. Vereins f. Volkskunde* 7, 153—226.

VI. Kinderspiele.

84.

Das verkehrte Dienstmädchen.

Die Kinder stehen in einer Reihe, das größte von ihnen macht die Hausfrau, während ein andres das Dienstmädchen darstellt.

Dienstm. (kommt mit seltsamen Gebärden). Frau Beckede, Frau Beckede, bruuchet er au ä Magd?

Frau. I will kaini, wo uf der Strooß Flöö fangt.

Dienstm. I will kaine mee fange.

Frau. Was chönnet-er?

Dienstm. I chaa alles.

Frau. Chönnet-er naaje?

Dienstm. Alles weder daas nüt!

Frau. Chönnet-er stricke?

Dienstm. Alles weder daas nüt!

Frau. Chönnet-er choche?

Dienstm. Alles weder daas nüt!

Die Hausfrau fragt noch nach verschiedenen Kunstfertigkeiten, worauf sie dieselbe Antwort bekommt. Endlich fragt sie: Chönnet-er Chinder besorge?

Dienstm. Joo.

Frau. Se göönd jetz zuem Schriiner und frooget-en, ob der Tisch feerig isch.

Dienstm. (nach einer Weile zurückkommend): Der Schniider het gsait, er wüsst nüt vom Tisch.

Frau (ärgerlich). Jetz göönd-er noo-nä mool zuem Schniider un frooget-en, ob im Maa sii Frack gflickt sei.

Dienstm. (zurückkommend). Der Schriiner het gsait, der Tisch isch noo nüt poliert.

Frau (mit steigendem Ärger). Wäschet jetzt d'Chinder! —

Das Dienstm. macht die Kinder ganz schmutzig. Endlich jagt die Frau die Magd zum Teufel.

Vgl. das folgende und Rochholz Kinderspiele Nr. 86.

85.

Die Zürcher Frau.

Kinder. S'chunnt ä Frau vo Züüri oben-aabe. — Ein Kind fragt die Zürcherin: Was hait-er fail?

Zürch. Schööni rooti Parediisl! ²⁷⁾

Kind. Was gälte si?

Zürch. Ais zwai drüü.

Kind. Nüt vieri füüfi seksi?

Zürch. Nääi, der Maa balchet suscht.

Kind. Hait-er oo nä Maa?

Zürch. Joo, so nä Hans Glooriaa!

Kind. Hait-er oo Chinder?

Zürch. Joo, 'sGaißli un 'sBöckli.

Kind. Gän si oo Milch?

Zürch. I *bii* nüt vo Ooberchilch.

Kind. I glaub, der hööret *nümme* wool.

Zürch. Doch, doch, ä ganz *Chüübeli* voll!

Stimmt im Motiv und einzelnen Wendungen mit Rochholz Kinderspiel Nr. 87 überein.

²⁷⁾ Paradiesäpfel.

86.

Engel und Teufel.

Die Kinder stellen sich in eine Reihe hintereinander. Ein Kind kommt und fragt das vorderste: Woo woont d'Frau Mueter Roos?

Das gefragte antwortet: Ä Stäpfeli witer hinte!

In gleicher Weise geht Frage und Antwort weiter, bis endlich das hinterste Kind antwortet: Doo!

Darauf das 1. Kind: Der hänt mr ä Schööfli versproche!

2. Kind. I haa-n-ich's joo gee!

1. Kind. Jä s'isch mr vertloffe.

2. Kind. Hätsch's aabunde!

1. Kind. I haa kai Strick ghaa.

2. Kind. Hätsch ain gstoole!

1. Kind. Der lieb Gott het gsait, mr darf nüt stäale.

2. Kind. Se nimm dr ais!

Das 1. Kind nimmt eines aus der Reihe und führt es umher, indem es spricht:

Lach mr nüt un hüül mr nüt

Un zaig mr diini wissi Zeenli nüt!

Siisch döört oobe der Tüürli-Giiger?

Siisch döört unte der Hääfeli-Putzer?

(auch „Hääfeli-Sch....er“, was wegen der Assonanz ursprünglicher ist.)

Lacht das Kind, so wird es ein Teufel, andernfalls ein Engel. Das Spiel geht weiter, bis alle Kinder auf die beiden Parteien verteilt sind.

Vgl. Nr. 92 und Rochholz 57.

87.

Der Gegensatz (und der Kampf) zwischen Engeln und Teufeln findet sich auch in dem Spiel

Faarbe-Verchaufis.

Eines der Kinder macht die Verkäuferin, während die andern in eine Reihe stehen und jedes eine Farbe wählt. Der Engel kommt und meldet sich mit heller Stimme an: „Kling kling!“

Die Verkäuferin fragt in tiefem, gemessenem Ton: Wäär isch dóo?

Engel: Der Ängel mit'm goldene Staab!

Verkäuferin: Was hätt-er gäarn?

Engel: Ä schööni Faarb!

Verkäuferin: Was für aini?

Der Engel nennt eine helle Farbe. Die Verkäuferin pocht auf den Kopf des betreffenden Kindes, worauf dieses fortrennt. Der Engel fragt schnell:

Wie viil chostet d'Faarb?

Verkäuferin: Ä Maark.

Der Engel zahlt und läuft dem Kind nach. Wenn er es erwischt, gehört es ihm, wenn nicht, kehrt es zur Frau zurück, und der Engel hat sein Geld verloren.

Darauf kommt der Teufel und macht mit dumpfer Stimme: Hoolehoo!

Verkäuferin: Wäär isch doo?

Teufel: Der Teufel mit'm füürige Hooke!

Verkäuferin: Was hätt-er gäärn?

Teufel: Ä wüesti Faarb!

Vekäuferin: Was für aini?

Der Teufel wählt eine dunkle Farbe, worauf dasselbe Spiel anhebt wie beim Engel. So wählt der Engel und der Teufel abwechselnd eine Farbe, bis alle Kinder verkauft sind. Zuletzt müssen die Teufel zwischen den Engeln Spießbruten laufen.

88

Ist die schwarze Köchin hier?

Die Kinder stellen sich in einen Kreis. Eines geht außen herum und fragt: „Isch die schwaarzi Chöchin hier?“ Die Kinder antworten: „Nain, nain, nain“. Das herumgehende spricht:

„Dreimal muss ich 'rummarschieren,
'S vierte Mal den Kopf verlieren,
'S fünfte Mal komm mit!“

Dabei ergreift es ein Kind am Schurzzipfel, worauf beide zusammen herumgehen, bis zuletzt nur noch ein Kind dasteht, das ausgelacht wird:

Ja, ja, ja,
Da steht sie ja,
Da steht sie ja,
Die schwarze Köchin da!

Das Spiel ist offenbar durch die Kinderschule bekannt geworden.

89

Die Hexe.

Ein Kind macht die Mutter, eines ihr kleines Mädchen, ein drittes die Hexe. Die Mutter sagt zum Kind: „Maariili, de hesch hiit Gebuurtstaag. Doo gib i dr daas Ringli, de chaasch demit in Wald goo, aber verlier mr's nüt!“ Bald hat das Mädchen den Ring verloren und weint. Da kommt eine Hexe und gibt ihm den Ring wieder, wobei sie dem Mädchen droht: „Daarfsch's aber niemerem ²⁸⁾ saage! Wenn dr s öbberem ²⁹⁾ saisch, dernoo chumm i z'Nacht un hool's wiider“. Das Mädchen verspricht zu schweigen, sagt es aber trotzdem seiner Mutter. „Aber i hätt's nüt solle saage.“ Die Mutter beruhigt es: „Jo das macht jetzt nüt. Gang jetzt numme goo schloofe!“ In der Nacht kommt die Hexe. Aus der Ferne ruft sie: „Maariili, gimmer's Ringli!“ Das Kind antwortet nichts. Die Hexe kommt immer näher.

²⁸⁾ niemanden. ²⁹⁾ jemanden.

„Maariili, i *bii* voor 'em Huus!“ —
 „Maariili, i *bii* im Gang!“ —
 „Maariili, i *bii* vor der Tüüre!“ —
 „Maariili, i *bii* im Zimmer!“ —
 „Maariili i *bii* vor 'em Bett!“

Endlich ruft sie: „Maariili, i haa di!“ und ergreift das Kind.

90

Ellemässis.

Eine Schar Kinder stellt sich mit ausgestreckten Armen in eine Reihe, so dass sie sich mit den Fingerspitzen berühren. In der Mitte steht der Gückel, der über alle aufzupassen hat. Der „Herrgott“, dem die Kinder gehören, misst die ausgestreckten Arme mit einem Stecken und sagt zum Gückel: „I gang jetz ins Würtshuus. Es sin achtzig (oder sonst eine beliebige Zahl) Elle, wänn de aini verloore hesch, kriegsch Straich!“ Nachdem der Herr weg ist, kommt der Dieb, nimmt ein paar „Ellen“ und geht ab. Auf das Kikeriki des Gückels eilt der Herrgott herbei, misst die Ellen nach und sagt: „Wo hesch d' Elle aane brocht?“ Der versucht sich zu entschuldigen: „I haa müeße miim Großvater 's Hääfel*i* uusleere“, bekommt aber trotzdem seine Schläge. Der Herr empfiehlt ihm nochmals Obacht und geht wieder. Gleich holt der Dieb wiederum ein paar Ellen weg. Darauf wiederholt sich dieselbe Szene wie vorhin, bis der Dieb auch den Kikeriki fortgenommen hat, so dass der Herr niemanden mehr vorfindet. Die Kinder stehen abseits in einem Kreis, der Gückel in ihrer Mitte, neben ihm zusammengekauert der Dieb. Der Herr fragt den Hahn: „Wo isch der Dieb?“ — „Z' Baasel“. Der Herr sieht scheinbar durch ein Fernrohr in der angegebenen Richtung, kann den Dieb aber nicht finden. So gibt der Hahn noch mehrere Ortschaften an, bis er zuletzt ruft: „Im Häxeland!“ Darauf rennen alle fort, und der Herr muss den Dieb fangen.

91

Die Hexe im Keller.

Ein Kind stellt die Hexe dar, indem es aabeuert (sich niederkauert) und den Schurz über den Kopf hält. Ein anderes macht die Mutter und sagt zu einem ihrer Kinder: „Gang in Chäller un hool mr ä Chrüüsl*i* Wii!“ Das Kind geht zu der kauernenden Gestalt und macht mit einem Hölzchen eine Bewegung, wie wenn es den Fasshahn aufdrehen wolle. Plötzlich ruft die Hexe „Wau wau“, worauf das Kind zur Mutter springt: „Mueter 's isch ä Häx im Chäller!“ Die Mutter schickt nun ein anderes Kind, worauf sich das-

selbe Spiel wiederholt, bis zuletzt die Mutter selbst zum Fass geht. Bei ihr macht die kauernde Gestalt kläglich „Miau, miau!“ — „’S isch jo numme unser Chätzli!“ werden die Kinder von der Mutter beruhigt. Alle gehen darauf in einer Reihe spazieren, indem sie singen: „Um ein Uhr kommt sie nicht“, „Um zwei Uhr kommt sie nicht“ usw. bis elf Uhr. Dabei zupft die Hexe ein Kind nach dem andern, während die Mutter die erschreckten zu beruhigen sucht: „’S isch numme der Wind“. Sowie die Kinder rufen: „Um 12 Uhr chunnt si!“, zupft die Hexe die Mutter selbst. Diese schaut herum und sagt zur Hexe „Guete Taag!“ Die Hexe bietet nun jedem eine Prise an. Nachdem alle genommen haben, rennen sie um die Hexe herum und rufen höhnisch: „Häxepriise, Häxepriise!“ Die Hexe läuft ihnen wütend nach, bis sie alle hat.

92.

Heilige Maria, kehr dich herum!

Die Kinder stehen in einer Reihe. Ein Mädchen tritt den andern auf die Füße und sagt dabei: „Heilige Maria, kehr dich herum!“, bis sich alle umgewendet haben. Dann sagt das Mädchen zu einem in der Reihe: „Mariili, keer di um!“, worauf sich dieses wieder kehren muss und nun verschiedenes gefragt wird, aber nicht antworten darf.

„Gäll, Mariili, hesch ins Bett gmacht?“ Das Kind schüttelt den Kopf. „Doch, doch.“ — „Was hesch denn hüt no’mittag gmacht?“ Kopfschütteln. — „Siisch döört oobe das Spätzli fliege?“ Usw. wie in Nr. 86. Wenn das Kind dabei lachen muss oder eine Antwort gibt, wird es ein Teufel, andernfalls ein Engel.

93.

Oo Bueb, was chost dii Heu?

Die Kinder bilden einen großen Kreis, während ein Knabe außen steht. Indem sie im Ring herum gehen, singen die Kinder:

„Oo Bueb, was chost dii Heu?
Oo Bueb, was chost dii Gääbers-Heu?
Juffers Haus un Gääbers Heu,
Oo Bueb, was chost dii Heu?“

— „Mii Heu, das chost kai Gäld,
Mii Heu, das chost kai Gääbers Gäld,
Juffers Haus un Gääbers Gäld,
Mii Heu das chost kai Gäld!“

„Däär Bueb nimmt sich ä Frau,
 Däär Bueb nimmt sich ä Gääbers-Frau,
 Juffers Haus un Gääbers Frau,
 „Däär Bueb nimmt sich ä Frau.“

Der Bueb hat unterdessen ein Mädchen aus dem Kreis herausgenommen. Ebenso sind die folgenden Verse von einer entsprechenden Handlung begleitet. Die aus dem Kreis herausgenommenen Kinder bilden einen neuen Kreis, indem sie um den ersten herumgehen.

„Die Frau nimmt sich ä Kind“
 usw. mit entsprechendem Kehrreim.

„Daas Chind nimmt sich ä Magd“
 usw.

„Die Magd nimmt sich ä Chnächt“
 usw.

„Soo gib däm Chnächt ä Stooß!“
 usw.

Der Knecht muss dabei „aabeknure“, während die andern auf ihn einschlagen.

„Soo hüület um dää Chnächt!“
 usw.

Die Kinder halten dabei die Hände vor die Augen. Dann springt der innere Kreis nach rechts herum, der äußere nach links, während alle singen:

„Jetzt ist das Liedchen aus,
 Jetzt ist das Gääbers-Liedchen aus,
 Juffers Haus un Gääbers aus,
 Jetzt ist das Liedchen aus!“

94.

Dasselbe Spiel kommt auch in etwas veränderter, kürzerer Fassung vor:

Der Buur goot ufs Fäld,
 Haisa Viktoria,
 Der Buur goot ufs Fäld.

Jetzt nimmt er sich ä Frau
 Haisa Viktoria,
 Jetzt nimmt er sich ä Frau.

Die Frau nimmt sich ä Chind,
 usw.

Das Chind nimmt sich ä Magd,
 usw.

Die Magd nimmt sich ä Chnächt,
usw.

Jetzt gänt im Chnächt ä Stooß!
usw.

Jetzt hüület um däa Chnächt!
usw.

Jetzt isch das Liedli uus,
Haisa Viktoria
Jetzt isch das Liedli uus!

VII. Spiele bei Lichtgängen u. dgl.

95.

Im toote Juud ä Schmutz gee.

Ein Mädchen legt sich auf ein Kissen und wird mit einem Tuch derart zugedeckt, dass man nicht mehr erkennen kann, wo der Kopf ist. Ein Bursche (Chnaab), der während dessen vor der Türe war, soll nun das Mädchen küssen. Gewöhnlich drückt er den Mund auf die Füße und bekommt dafür einen Tritt ins Gesicht.

96.

Läster-Stüeli.

Ein Bursche oder ein Mädchen muss aufs Läster-Stüeli sitzen und bekommt von jedem etwas vorgeworfen. Wer das Schlimmste gesagt hat, muss selbst auf den Stuhl sitzen.

97.

Suppe-Tappis.

Auf einen Tisch werden Karten gelegt, eine weniger als Personen da sind. Einer zählt auf drei, worauf jeder eine Karte zu erwischen sucht. Wer keine bekommt, muss ein Pfand geben.

Beliebte Einlösungen von Pfändern sind neben den allbekanntesten:

98.

Siebe Steer Holz ablaade.

Der Eigentümer des Pfandes muss siebenmal den Kopf an die Türe schlagen.

99.

Siebe Stimme aagee.

Der Einlösende sitzt unter den Tisch und pfezt (zwickt) die andern so lange ins Bein, bis er am Geschrei sieben verschiedene Personen erkennt.

VIII. Rätsel und Scherzfragen.³⁰⁾

100.

Was isch der Unterschiid zwüsche-n-ere Naajere un eme Leerer un eme Schuemacher? — D'Naajere macht der linsatz, der Leerer der Uufsatz un der Schuemacher der Absatz.

³⁰⁾ Vgl. O. Haffner, Volkskunde im Breisgau 51—160.

101.

Wie chunnt d' Floo über der Rii?³¹⁾ — Bruun.

³¹⁾ Rhein.

102.

Es goot ä Nackige duure Wald un het ä Gsangbuech im Sack. — 'S isch ä Luug,³²⁾ ä Nackige chaa kai Sack haa.

³²⁾ Lüge.

103.

'S lauft öbbis um's Huus umme un het ä Sichle am Hintere. — Dr Gückel.

Vgl. Rochh. 377.

104.

Hinte am Huus un voorne am Huus macht's allewiil: bi bäp. — Der Rääge.

Vgl. Rochh. 456.

105.

Was isch's Dümmt im Huus? — D'Seechte,³³⁾ denn si losst 's Best laufe.

Vgl. Birlinger 235¹⁰⁾, Rochh. 594.

³³⁾ Sieb.

106.

Was isch's Frächst im Huus? — Der Gschürlumpe, in allem schnäugt³⁴⁾ er umme.

³⁴⁾ nascht.

107.

Wel isch 's steerkst Tier? — Der Schnäck, er chaa 's Huus ufe Buckel nee.

108.

Was isch zwüsche Bäarg un Taal? — Und.

Vgl. Rochh. 584.

109.

Was isch z' mitts in Baasel? — S.

Vgl. Rochh. 538.

110.

Vier lampe, vier trampe, vier luege geege der Himmel uuf. — Bi der Chue d' vier Strich am Uter, d' Füeß, d' Hörner un d' Oore.

Ähnlich Birlinger 183, Rochh. Nr. 358 u. Seite 207.

111.

Es zipple un zapple fünf iisigi Stange in flaischige
Toope. — D' Strickede.³⁵⁾

Bemerkenswert ist der daktylische Rhythmus!

³⁵⁾ Strickzeug (5 Stricknadeln).

112.

Chopf geege Chopf un Buuch geege Buuch un z'mitts
drin ä Stiife. — Zwai Stier am Waage, d' Diechsle in der
Mitti.

113.

Doohäär am Rii un döörthäär am Rii laufe se uf de
Chöpfe. — D' Schueneegel.

114.

Wie fangt mer ä Floo? — Wämme langsam dernoo grift.

115.

Was mache d' zwölf Apostel im Himmel uus? —
Ä Dotzet.

Vgl. Rochh. 541.

116.

Hinte un voorne un voorne un hinte isch 's gliich un
in der Mitti dopplet. — Anna.

117.

Der Zwaibai goot d' Stääge uuf un hoolt der Aibai
un tuet 'n in ä Dreibai, un der Vierbai nimmt der Aibai
uus 'm Dreibai. — Der Mänsch hoolt der Hamme³⁶⁾
un tuet 'n in ä Haafe un d' Chatz nimmt 'n uuse.

Ähnlich Birlinger 171. Über dieses weitverbreitete und sehr alte
Rätsel vgl. Rochh. Seite 464—466.

³⁶⁾ Schinken.

118.

'S stoot öbbis am Rai und het's Häärz im Chopf. —
Choole Choole Chaabischopf.

Vgl. Rochh. 418.

119.

Rootet, rootet, was isch daas?
'S isch kai Fuchs un isch kai Haas,
Het kai Hoor un het kai Hut
Und cha doch pfife üüberlut?
— Die Dampfpeife.

120.

'S stoot öbbis am Rai,
Het numme ai Bai
Un 's Büüchli voll Stai
Un ä rot Chäppli uf:
— D' Butte (Hagebutte).

IX. Sprichwörter und Redensarten.

121.

Dä schießt umenander wie nä F . . . z in ere Latäärne.
(Der läuft hastig hin und her.)

122.

Dää het Dräck am Stäcke.
Dää het öbbis uf der Chuttle oder Schufle. (Der hat etwas auf dem Gewissen.)

123.

J haa-w em der Pfipfi³⁷⁾ gnoo. (Ich habe ihm die Meinung gesagt.)
³⁷⁾ Hühnerkrankheit.

124.

J haa mit *dür* ä Hüenli z'rupfe.

125.

Uf ai Sitz. Uf ai Chlapf (plötzlich).
Vgl. französ. tout d'un coup.

126.

'Sisch hupfe liicht. (Es ist ganz leicht.)

127.

Daas het'm uf d' Niss gee. (Das hat ihn mitgenommen.)

128.

Wäär sich mischt unter d' Chlaie, Dää frässe d'Säue.
(Mitgegangen, mitgehangen.)

129.

Ä guet Rüeli isch besser as ä guet Brüeli. (Gut geruht ist besser als gut gegessen.)

130.

Mit *iine* haan i no nie keni Chürsi gässe, oder no nie keni Säu ghüetet. (Ich will nichts von Ihnen wissen.)

X. Lautspiele.

131.

Dää dopplet *Duubel* tapplet *duur* das dräckig Dörfli
Däägerfælde *duure*.
Aehnlich bei Rochh. 3.

132.

Z' Baasel uf dr Riibruck hangt ä langi laui Reelääbere
raau. Ganz ähnlich Rochh. 16.

133.

Wie wotte Wiiler Wiiber Windle wäsche, wänn Wasser
Wii wer (oder: wänn Wiise-Wasser wit weer).
Vgl. Birlinger 134, Rochh. 29.

134.

Wänn das Wörtli Wänn nit weer,
Weer mii Vater ä Milioneer.
Vgl. Rochh. 31.

135.

So viil Stund un Taag im Joor,
As der Fuchs im Schwanz het Hoor.

136.

Z' Friibrg bim Münster het 's Butterweckli-Maidli
Butterweckli fail.

137.

Z' Häglebrg unter dr Lindebruck mustert mr.

XI. Hochzeitsbräuche.

In der Nacht vor der Hochzeit kommen Burschen und Mädchen im Hause eines der Mädchen oder jetzt meist im Wirtshaus zusammen und machen einen großen Kranz aus Efeu, Tannenzweigen, Blumen u. drgl. Noch in der Nacht, gewöhnlich um 1, 2 Uhr morgens, wird er an der Türe der Braut angebracht, wofür diese die Mädchen mit Kaffee und Kuchen bewirten muss, während der Hochzeiter den Burschen ein Fass Bier spendet. Darauf wird bis zum Morgen getanzt. Am Vormittag bestreut man den Weg von der Türe der Braut bis zur Kirche mit Blumen, Tannenzweigen usw. Neben die Türe werden zwei Bäumchen gesetzt, früher aus dem Gemeindewald, jetzt aus Privatwald. Ist die Braut keine Jungfrau mehr, so kommt es manchmal vor, dass Milchflaschen, Nachthäfen und ähnliche symbolische Gegenstände in die Bäume gehängt werden; auch wurde früher der Weg statt mit Blumen mit Spreu und Binsen bestreut.

Muss die Braut aus einem auswärtigen Dorfe geholt werden, so geschieht auch dies unter besonderen Feierlichkeiten. Der Wagen, die Pferde und der Kutscher werden mit Kränzen und Blumen geschmückt, und vorn steht oder hängt gleichsam das Wappen des Dorfes, das sonst gewöhnlich nur in Spottversen genannt wird: so führt ein Wollbacher Brautwagen einen mächtigen Kochlöffel mit sich, ein Wittlinger einen Kürbis usw.

XII. Vornamen.

Alle in der Gegend gebräuchlichen Vornamen werden durch Weglassung des einen oder anderen Bestandteils gekürzt oder erfahren sonstige der Mundart entsprechende Umformungen. Sehr beliebt ist die Anhängung der Deminutivendung -i (vgl. Ätti, Götti, Bääsi u. dergl.), vor der meist kein Umlaut eintritt. Fast alle Vornamen kommen im selben Dorf in mehreren Formen vor, die dann zur Unterscheidung gleichnamiger Individuen verwendet werden. Der Familienname wird zwischen Artikel und „Vor“name eingeschoben und mit der Endung -e versehen, dem lautgesetzlichen Rest der schwachen Genitivendung -en; nur die Namen auf -er bleiben endungslos.

Familien- und Vornamen werden als ein Kompositum behandelt, wobei der Familienname der Hauptton, den Vorname den Nebenton trägt. Weibliche Vornamen werden stets als Neutra behandelt, auch wenn es keine Deminutiva sind; dies erklärt sich wol eben aus der überwiegenden Verwendung von Deminutiven, die ja von Hause aus Neutra sind.

Beispiele:

Der Schmíide-Gùsti (Gustav Schmidt, als Nomin. und Akkus.

Vom Rúeser-Jòbbi (von Jakob Ruser).

Im Stúurme-Fritz (Fritz Sturm, Dativ).

'S Stúmpe-Miine (Minna Stump).

'S Röösche-Sùffi (Sophie Rösch).

Erst unter dem Einfluss der Schriftsprache kommt jetzt daneben die umgekehrte Stellung auf, doch bleibt der Artikel auch in diesem Fall bestehen:

Der Hàns Máier, vom Schùli Osswald, im Hildi Sénn, s' Anni Wáagner.

Anstelle des Familiennamens tritt bei allbekannten Persönlichkeiten zuweilen die Bezeichnung ihres Berufes oder einer hervorstechenden Eigenschaft u. dergl., ein Verfahren, durch das sich ja die meisten unserer Familiennamen erklären:

Der Ríterer-Hàns (ein jetzt verstorbener allgemein bekannter Siebmacher in Lörrach), 'S Lúugi-Greetli (ein sich durch Lügenhaftigkeit auszeichnendes Mädchen), der Lúmpe-Kàarl (ein Lumpensammler) usw.

1. Männliche Vornamen.

Schriftdeutsch	Mundartlich
Adalbert	Aadelbärt
Adam	Aadi
Adolf	Dolf, Dolfi, Dölfi

Alexander	Aläx, Xandi
Albert	Albi, Bäärdi
Alfred	Freedi
Andreas	Andrees
Anton	Tooni
August	Augst, Augstel, <i>Gusti</i> , <i>Gustel</i>
Christian	Christi
Dietrich	Deedi
Edmund	Mundi
Eduard	Eedi
Emil	Emil, Migr
Ernst	Äänst, Äänsti, Äädi
Eugen	Eugi, Geeni
Ferdinand	Feerdi
Franz	Frans
Friedrich	Frieder, Friedi, Fritz, Fritzi
Georg	Schorsch, Jeerg, Jeergli
Gottlieb	Gotti
Gustav	<i>Gusti</i>
Heinrich	Hainer, Haini (das in der Schweiz übliche Hairi ist hier nicht gebräuchlich)
Hermann	Heerm, Heermi, Männi
Hugo	Huugi
Jakob	Jobbi, Jöpp, Jobrg
Johann	Schang, Schangi, Schängi, Schängeli
Johannes	Hans, Hänsi
Josef	Sepp, Seppi
Julius	Juli, Jugr
Karl	Kaarl, Schaarles
Konrad	Chueret, Chueri
Leonhard	Lienert, Lieni
Lorenz	Looränz
Ludwig	<i>Luudi</i> , <i>Wiggi</i> , <i>Wigli</i>
Martin	Maarti, Määrti
Mattheas	Máttiis, Máttèis
Max	Maxi
Michael	Michel
Oskar	Oski, Ösker
Otto	Otti
Paul	Phauli
Philipp	Filipp
Reinhard	Haardi
Rudolf	Ruudi
Samuel	Sämmi
Sebastian	Baschi
Stefan	Stäffi

Theodor	Theedi, Deedi
Timotheus	Moodi
Tobias	Thoobi
Ulrich	Ueli
Walther	Walti, Wali
Wilhelm	Willi, Hälmi.
Xaver	Xáfèeri

2. Weibliche Vornamen.

Adele	Aadèel, Aadelì, Deeli
Agathe	Aaget, Aagetli
Agnes	Angnèes
Amalie	Amàali
Anna	Anni, Änni, Anneli
Apollonia	Plunni
Barbara	Bääbi, Bääbeli
Bertha	Bäärti, Bäärteli
Christine	Christi
Dorothea	Doorli
Eleonore	Loorli, Löörlì
Emilie	Émìili, Emmeli, Emmi
Emma	Émmaa, Magle
Euphrosyne	Éfersiinli
Eva	Eefi, Feefi
Franziska	Fränzi
Frieda	Friedel, Friedli, Diet
Genovefa	Feefi
Hedwig	Heedi
Helene	Leene, Leeni, Hèlèen
Hermine	Heermi
Hilda	Hildi
Hulda	Huldi
Josefine	Schöösli, Fini
Julia	Schuli
Karoline	Káarliine
Katharina	Kätterli, Kätter, Kätti
Klara	Kleerli
Kunigunde	Chüngeli
Lina	Liini, Liinelì
Luise	Lúìis, Lúìisi, Liisi, Liiseli, Luggi
Margaretha	Margrit, Greetli, Gritli
Marie	Máarii, Máarèi, Mei, Meili, Meieli, Maale, Mamele, Migi, Rigi
M. Barbara	Méibääbeli
M. Katharina	Méikätter
Martha	Máardàa, Maardi

Mathilde	Dilde
Minna	Miine, Miini
Rosa	Roosi, Röösi, Rooseli, Rööseli, Rööslí
Selma	Selmi
Sofie	Suffi, Süfferli, Süffer
Susanna	Suusi, Suuseli
Therese	Thérèes
Ursula	Uursi
Veronika	Freeneli.

Badische Sagen

Aus Anton Birlingers Nachlass mitgeteilt von **Fridrich Pfaff**.

8.

Der Zwerg und schwarze Ritter an der Rötelmauer bei Ringsheim.

Erzählung eines Bürgers und Metzgers von E . . .

Im Jahre 1830 im Monat August ging ich in Geschäften nach Emmendingen, ich wollte daselbst übernachten, allein der Zufall wollte es anders haben, und ich bekam Gelegenheit zum Fahren mit einem guten Freund, und zwar bis Ringsheim. Der gute Freund der mich mitnahm, wollte mich nötigen ins Gasthaus zum Adler zu gehen; allein ich schlug es ihm ab, ging in das Dorf hinein und kaufte ein Kalb. Es war gerade acht Uhr abends, als ich aus dem Haus kam, ich nahm das Kalb nicht mit sondern ging so allein nach der Straße gegen die Rötelmauer¹⁾, als ich noch ungefähr 1000 Schritte bis zum Weg hatte, der an das Tor der Rötelmauer führt, so sah ich, dass mehrere Menschen auf der Straße stunden, und alle mit den Gesichtern gegen das Tor gerichtet die Hände über den Köpfen zusammen schlugen. Ich blieb bei den nahen Brücken stehen. Mein Hund den ich bei mir hatte, lief gleich hinter mich, und kroch sich zusammen wie eine Schlange. Es wurde immer dunkler, die Glocke schlug soeben neun Uhr. Ich sah auch gegen das Tor, und es stund offen, und es brannte ein helles Feuer, innerhalb der Rötelmauer. Die Leute gingen etwas näher auf das Tor zu, blieben aber gleich wieder stehen. Da dachte ich bei mir selbst, ich will doch auch sehen, was an dem Tor ist, und was das große Feuer zu bedeuten

¹⁾ Rötelberg westlich von Ringsheim an der Landstraße gegen Ettenheim zu. P.

hat, das innerhalb der Mauer brennt. Ich ging so beherzt auf den Weg zu, aber zu meinem Erstaunen blieb mein Hund zurück, ich rief sogleich: »Alla, Soldan, vorwärts!« Aber mein Hund regte sich nicht, ich wurde ganz zornig, ging zurück und schlug meinen Soldan mit meinem Knotenstock. Endlich ging er mit mir, aber statt voraus, kroch er hinter mir drein. Wir gelangten so bei den Leuten, die beim Tore stunden, an, ich erkannte dieselben, sie waren wie ich von dem nahen Städtchen E. Ich fragte sogleich, was da wäre, da deutete der eine mit dem Finger gegen das Tor und sagte ganz leise: »Seht dort hinein, Meister Peter, an das Feuer, was dort ein großer Kessel steht, und seht dort den kleinen Mann, der daneben steht, und wie er uns immer winkt«. Da erblickte ich auf einmal den kleinen Mann. Da fing es heftig an zu donnern, der kleine Mann, ungefähr drei und einen halben Schuh hoch, sprang durch das Feuer auf uns zu, und schrie ganz entsetzlich: »Kommt herein, ja herein, es wird euch nicht gereuen, kommt folget mir!« — Er kam uns immer näher, er war so schwarz wie eine Kohle, seine Augen funkleden wie Feuer. Jetzt schrie er mehrmals: »Kommt, es ist die höchste Zeit!« Aber statt wir hineingingen, so nahmen wir alle die Flucht auf die Landstraße, der Zwerg aber schlug seine Hände zusammen, und schrie entsetzlich: »O, ihr Toren!«

Und ich muss es gestehen, ich ging auch nicht hinein, sondern ging gegen den Fußweg, ein kalter Schauer überlief mich, ich sah mich manchmal um gegen das Tor. Der Zwerg stund unter demselben und drohte mir mit der Faust, nahm die eine Hälfte des Tors und schlug es zu, und dann die zweite Hälfte, so dass der Boden zitterte, und das Feuer verlosch in der Mauer und es ertönte ein entsetzliches Geschrei. Ich ging dann den Fußweg gegen das Ende der Rötelmauer fort, mein Hund kroch hinter mir drein. Ich besann mich über das besondere Ereignis, und ärgerte mich so sehr, dass ich nicht wenigstens allein zu dem Feuer ging, und kam so bis an das Ende der Rötelmauer, da stieß ich auf einmal an einen Mann, so dass ich ganz zurückfuhr. Ich raffte mich sogleich auf, sah die Gestalt an, und siehe da stund ein wenigstens sieben Schuh hoher großer Mann vor mir, er war ganz schwarz geharnischt, hatte drei rote Federn auf seinem Helm, eine rote Schärpe über die rechte Schulter, die bis auf die Füße ging, und einen Schild am linken Arm, das Visier hatte er zurückgeschlagen, sein Gesicht war ganz weiß, und an der Mauer lehnte eine dicke Lanze.

Ich aber fasste Mut, und sprach zur Gestalt: »Wie kommt Ihr hierher und in solcher Tracht? Denn diese Zeit haben wir nicht mehr«. Darauf antwortete er mir und sprach: »Wie ich hierher komme, dies behalte ich mir vor; und wenn auch die Tracht nicht in diese Zeit passt, so wird doch bald alles wieder so kommen.«

Dies war alles was er gesprochen hat, ich ging den Fußweg fort, aber die Gestalt folgte mir bis zum Felsbrunnen, da blieb ich stehen; er aber ging ganz langsam wieder zurück an das Ende der Rötelmauer, als er daselbst ankam, sah er sich nochmal um und verschwand.

Jetzt schlug die Glocke ein Uhr auf dem Kirchturm zu E., ich ging ganz nachdenklich nach Haus.

9.

Die blaue Dame beim Hahnenbrunnen im Brunnentale¹⁾ bei der Stadt E.

Karl v. N. erzählte auf seinem Krankenlager seinem Diener Gabriel folgendes Erlebnis während seiner Militärdienste bei den Franzosen: Ich brachte mehrere Jahre hindurch in Jena, der berühmten Universität, zu, um mich mit den nötigen Wissenschaften auszubilden um als nützlicher Staatsmann meinem Vaterlande einst nützlich zu werden. Das Schicksal, dessen Wege so verschieden sind, wollte es aber anders, und ein unvorhergesehenes Ereignis nötigte mich, dieses Vorhaben aufzugeben und in den Militärdienst zu treten. Der Entschluss hiezu war zwar drückend für mich, dennoch aber bald zur Ausführung beschlossen, und ohne meiner Geliebten in Jena hievon etwas zu entdecken, oder mich bei derselben zu verabschieden, verließ ich eines Abends ganz geheim den mir so teuren Platz, und trat in französische Dienste im Jahr 1795. Die Art meiner Entfernung aus Jena und der mich an meine rückgelassene Geliebte bindende Eid beunruhigte mich aber stets, und selbst die täglichen Reismärsche und die angenehme Gegend des Breisgaus wo mein Regiment im Jahr 1799 in dem Städtchen E. und seiner Umgegend Quartier bezog, konnten mich weder beruhigen noch trösten. Zwar hatte ich großes Glück beim Militär und brachte es in einem Jahr zum Offi-

¹⁾ Es ist wol der Brunnen und das aus der Marbach herabziehende Tälchen an der Straße von Ettenheim westlich nach der Landstraße Ringsheim—Kippenheim gemeint. P.

zier, was großen Neid erregte, und mir Hass zuzog. Ich besuchte eines Abends in der Stadt E. eine Schenke, wo ich mehrere Kameraden traf, wir machten ein Spiel, gerieten aber im Verlauf desselben in heftigen Streit, wobei sich der Hass meiner Kameraden gegen mich deutlich zu erkennen gab, was mich sehr gegen sie aufbrachte. Darauf entfernte ich mich, ging in mein Quartier und warf mich auf mein Lager, konnte aber vor Ungeduld nicht zum Schlaf kommen, teils über den Vorfall beim Spiel, und andernteils wegen des Verlusts meines vielgeliebten Lottchens, indem ich ihr nie etwas von meiner jetzigen Lage noch mitgeteilt hatte. Ich sprang rasch vom Lager auf, hüllte mich in meinen Mantel, indem es eine sehr kalte Dezembernacht war, die Ungeduld trieb mich auf die Straße, ging gegen das Tor, gegen das Dorf R. Als ich unter dem Tor ankam, schlug die Glocke 1/2 12 Uhr. Ich ging die Straße nach R. bis zum Hahnenbrunnen im Brunnental, und blieb bei dem auf 20 Schritte von dem Brunnen entfernten Kreuz stehen. Der Mond leuchtete hell. Ueber den Tag war ein ziemlich tiefer Schnee gefallen, ja in dem Mondschein konnte ich alle meine Fußtritte deutlich sehen. Kaum stund ich eine Minute tief in meinen Mantel gehüllt da, so erklangen mir von der Brunnenseite her Harfentöne ins Ohr, ich schlug sogleich meinen Mantel vom Gesicht und da erblickte ich zu meinem größten Erstaunen eine Gestalt in blauem Gewand, eine Harfe in den Händen haltend, auf dem Brunnen-trog sitzend, ich sah sie mit großer Verwunderung an; die Glocke schlug soeben 12 Uhr, und mit dem letzten Glockenschlag begann sie zu spielen auf der Harfe und sang folgende Worte:

O Mond, wie scheinst du so hell,
 Sieh den Qualvollen dort, er ging so schnell,
 Ohne seiner Geliebten etwas zu sagen,
 O wie fürchterlich ihn doch seine Gedanken plagten!

Als sie die Worte gesungen hatte, welche mir mein Herz ganz durchdrangen, da durchlief mich ein kalter Schauer und wusste nicht wie mir zu Mut war, dann lehnte sie die Harfe an den Brunnen, und hinter dem Brunnen stund noch eine Gestalt; diese nahm die Harfe und verschwand damit im Augenblick. Die blaue Gestalt stund auf, mit dem Angesicht zu mir gewandt und sprach: „Tritt näher zu mir, Karl, fürchte dich nicht!“ Ich ging auf die Gestalt ganz beherzt zu, und fragte nach ihrem Begehren. Sie war so schön wie ein Engel, so liebeich und hold, ich möchte wünschen, du hättest sie gesehen, Gabriel, denn sie hatte lange über die Schultern hängende gelbe Haare, ihr Antlitz

so reizend, ich kann dirs kaum beschreiben. Sie sprach: „Karl, folge mir, es wird dich nicht gereuen!“ Sie wandte sich nach dem Bergweg, ich folgte ihr nach durch den Schnee, es ging immer aufwärts, bald krumm, bald grad, aber sie ging stets voraus. Auf einmal blieb die holde Gestalt stehen, sah sich nach mir um, und befahl mir zu halten, und da stund die Gestalt, die der blauen Dame beim Brunnen die Harfe abnahm, wiederum mit der Harfe an der Anhöhe und übergab der Dame die Harfe, dieselbe nickte mit dem Kopf, und sprach: „Karl, fürchte dich nicht!“ Sie wendete sich gegen den Hügel, der vor uns stund, und spielte einen durchdringenden Akkord auf der Harfe, der Mond verdunkelte sich, der Hügel geriet in eine Flamme, es sprangen zwei große Flügeltüren an dem Hügel auf, dass die Erde unter meinen Füßen zitterte, so dass ich vor Schrecken bald zusammensank; ich fasste aber Mut, richtete meine Augen gegen die Oeffnung, in derselben hing eine Lampe, die das Gewölb beleuchtete. Die Dame fasste mich bei der Hand und sprach ganz liebevoll: „Karl, folge mir!“ was ich sogleich tat. Sie führte mich durch das Gewölb, und hinter uns folgte die andere Gestalt. Wir kamen an eine weiße Türe, welche die Dame sofort öffnete ohne etwas zu sprechen, wir kamen dann in ein großes, hell beleuchtetes Gewölb, das in der Mitte mit einem Gitter bis an die Decke unterschlagen war, vor dem Gitter stund ein Tisch, der ringsum mit kostbaren Steinen besetzt war, und an dem Tisch stunden drei Stühle, die sehr künstlich ausgeschnitten waren. Die Dame bat mich zu sitzen, ich befolgte es, auch die beiden Damen nahmen Platz.

Die Dame spielte wiederum auf der Harfe, o ganz bewunderungsvoll, und fing folgende Worte, mit dem Finger auf das Gitter deutend, an zu singen:

Siehe dort die Schwestern im vergitterten Saal,
 Sie spinnen den Flachs der in diesem Tal
 Gewachsen in der goldnen Zahl.
 O wir litten schon so manche Qual,
 Doch haben wir bald ausgelitten,
 Und für den Himmel viel gestritten,
 Ja nur noch neun mal die goldne Zahl,
 Dann höret auf ja unsere Qual,
 Dann steht uns der Himmel offen,
 Und haben ewige Seligkeit zu hoffen.

O guter Gabriel, das hättest du nur hören sollen; aber keine von den vier Damen habe ich im Gesicht gesehen die darinnen waren, denn sie spannen alle fleißig an den Spindeln, ich habe sie auch nicht eher bemerkt, bis die

Dame mit dem Finger an das Gitter deutete. Nach Ende des Gesangs sah sie mir ernsthaft ins Gesicht und sprach: „Karl, höre, der Allmächtige gab mir nebst meiner Strafe noch Erlaubnis, manchem Sterblichen seine bedrängte Lage zu erleichtern, aber nur Gerechten; wer aber nicht meinen Worten Folge leistet, auch ins Verderben stürzen zu können. Doch über mein und meiner Schwestern Hiersein, darf ich keinem Sterblichen mitteilen. Deswegen höre mich, frage nicht, und befolge meine Worte. Mache dir keinen Kummer mehr wegen deiner Geliebten, denn der Himmel hat sie erhört und zu sich genommen, ihre irdischen Leiden haben aufgehört.“ Bei diesen Worten fiel ich vom Stuhl, die Dame hob mich gleich auf, ich kam gleich wieder zur Besinnung, dann sprach sie weiter: „Karl, jetzt hast du vernommen, was geschehen, und zur Ueberzeugung wirst du bis 12 Uhr diesen Mittag ein Schreiben aus Jena erhalten. Dann vernimm weiter: halte deinen Schwur, ich rate es dir, den du deiner Geliebten getan, nemlich ohne sie keine andere zur Ehe zu nehmen, hältst du denselben, so wird sie dich selbst zur ewigen Ruhe abholen; wo aber nicht so sieh dort in den Ort der Qual wo schon sieben freche Frevler endigten.“

Gott steh mir bei! die linke Seite des Gewölbes stund im Augenblick in Flammen, ja ich glaubte, es wär die Hölle, es krachte und brauste entsetzlich, Feuerfunken fuhren auf mich zu, die Damen verschwanden, das Gewölb drohte einzustürzen. Ich drang mich durch die Türe des Gewölbes, die Flammen des Feuers schienen mich zu verfolgen, ja aus den Flammen kamen zwei grässliche Gestalten auf mich zu, die nahmen mich trotz meinem Widerstreben auf ihre eiskalten Knochenarme, da fing es an entsetzlich zu donnern, sie trugen mich fort, und ehe ich mich versah, stund ich wieder am Kreuz beim Hahnenbrunnen, wo ich die Dame zuerst sah. Ich sah mich um und glaubte die Dame wieder zu sehen, da schlug die Glocke 4 Uhr, ich ging nach meinem Quartier nach E., legte mich samt dem Mantel auf mein Lager, schlief gleich ein, und zwar bis Mittag 12 Uhr, da kam mein Quartierherr, der schüttelte mich und sprach: „Herr Rittmeister, erwachen Sie doch!“ Ich fuhr vom Schlaf auf, und da stund zu meinem großen Erstaunen der Briefträger, er gab mir einen mit schwarzem Siegellack versiegelten Brief von Jena. Ich erkannte sofort auf der Adresse die Hand von Lottchens Vater. Ich fragte hastig den Briefträger nach der Zeit, er sagte: „Soeben als ich Ihnen den Brief übergab, schlug es 12 Uhr“. Da fiel ich vor Schrecken in Ohnmacht, denn den Inhalt des Briefes konnte ich mir

schon vorstellen nach dem Spruch der blauen Dame. Als ich mich wieder erholte, bat mich mein Quartierherr, ich sollte zuerst das Mittagmahl einnehmen, und dann erst den Inhalt des Briefes lesen. Ich entschloss mich dazu und ging zu Tisch, nach Tisch las ich den Brief der von Lottchens Vater war und mir Lottchens Tod meldete.

Als ich den Brief gelesen hatte, ging ich wieder zum Hahnenbrunnen hinaus, fand an dem Kreuz wirklich meine Spur ganz deutlich im Schnee, Stiefel und Sporen waren ganz deutlich ausgedrückt, ich sah vorwärts und bemerkte dass auch Fußtritte von den Damen im Schnee am Brunnen waren, dann ging ich gegen den Hohlweg, fand aber nur noch meine Spur, ich ging derselben nach, sie führte mich so durch den Hohlweg bis auf den Berg immer höher und höher, bis zu einer kleinen Anhöhe die auf eine Mauer stieß, Fußtritte gingen nicht weiter, ich konnte von der Anhöhe auf die Straße sehen, und sah auch das Dorf R. vor mir liegen, auch glaubte ich, ich müsste Fußtritte finden, die den Berg abwärts gingen, aber alles Nachforschen war vergeblich, und ich fand auch keine Türe, die in den Hügel ging, nur bemerkte ich ein großes Tor das in die Mauer von der Straße hinein ging, es ging aber keine Spur dahin.

Mit vieler Mühe ging ich durch den Schnee bergabwärts und kam in das Dorf R., ging in das Gasthaus zur Krone (zur Zeit Ochsen) das an der Straße ist, ich fragte gleich was die Mauern an dem Berg zu bedeuten haben, und nach ihrer Benennung. Der Wirt und die übrigen Gäste sagten: „Man nennt es die Rödelsmauern, und vor einigen hundert Jahren stund an dem Berg ein Schloss“. Sie zeigten mir die Stelle zum Fenster hinaus, wo es stund, es war gerade der Platz, wo jetzt der Hügel ist, und mir die Spur ausging, und jeder von den Anwesenden wollte schon manches an der Rödelsmauer gesehen haben, auch sollte schon oft eine blaue Jungfrau zu verschiedenen Zeiten auf der Anhöhe gesehen worden sein. Besonders erzählte ein junger Mensch von ungefähr 19 Jahren, der bei dem Ofen sass, folgendes Ereignis: „Ich habe dieses Jahr im Monat Mai meines Herrn Pferde, morgens zwei Uhr bei der Rödelsmauer geweidet, der Wind ging etwas stark, ich lehnte mich an die untere Mauer, und konnte so an das Tor, das in die Mauer ging, hinsehen, es war schon der dritte Morgen, dass ich meine Pferde auf dem Platz weidete. Der Wind fing heftiger an zu wehen, es fing an zu donnern, zu gleicher Zeit bemerkte ich das Rollen eines Wagens. Ich sah auf die Straße, die kaum hundert Schritt von der Mauer entfernt ist, sah aber keinen Wagen noch Kutsche

kommen. Jetzt kam es mir im Augenblick vor, als ob auf der oberen dritten Mauer, auf der das Schloss soll gestanden sein, eine Kutsche, darinnen gewiss die blaue Jungfrau, ja blaue Hexe samt dem Gottseibeius gesessen hat, mit zwei großen Rappen. Von da aus auf die zweite Mauer und endlich gegen das Tor an der dritten Mauer, da sprang das Tor auf, und husch flog die Kutsche zur Oeffnung hinein, das Donnern ließ nach, es pfiß dreimal. Ich fuhr vor Schrecken zusammen, ich hatte das Herz nicht zu antworten, da fing es an zu rufen und zwar von der Seite her, wo der Kahlenberg dort steht. Das dritte mal glaubte ich, man rufe vom Berg herunter meinen Namen, sah niemand auf dem Kahlenberg stehen, auch weder vor noch hinter mir einen Menschen, worauf ich sehr erschrak. Vor Furcht sprang ich auf mein Pferd, nahm das zweite beim Strick und ritt ohne mich umzusehen nach Haus; aber bis heute habe ich es noch niemand erzählt als meinem Herrn.“ Es tat mir sehr leid, dass ich des jungen Menschen Namen nicht aufschrieb. „Hiess er nicht Theodor, Herr Major“, fragte schnell der Diener, der unter den Franzosen sich selbst den Namen Gabriel gab, während er wirklich Theodor hieß. Ja, ja so hieß er, wie kannst du es so genau erraten? „Herr Major, ich bin der nehmliche Theodor der Ihnen die Geschichte erzählte, denn beim Heimreiten von der Rödelmauer brach das Pferd den Fuß auf ebner Straße und mein Herr jagte mich denselben Morgen, als ich Ihnen die Geschichte in der Krone zu R. erzählte, aus dem Dienst, weil ich die Heilkosten des Pferdes nicht zahlen wollte, und nicht konnte, gleich den andern Tag ging ich nach dem Marktflecken K. zu den französischen Reitern und nahm Handgeld, und kam zur dritten Eskadron, dort war der Herr Major noch bei der ersten, die zu E. stund. Darauf als Sie zum Major vorrückten, nahmen Sie mich als Diener, nur hatte ich mich nicht aufdringlich beim Herrn Major wegen der Geschichte machen wollen.“ Also bist du ein Badner? „Ja, Herr Major“. Und ich bin ein Württemberger.

Somit vermache ich dir, guter Gabriel, für deine treuen Dienste die du mir geleistet hast, alles was ich jetzt besitze. Bist du denn weit von R. zu Haus? „Drei Stund, Herr Major“. Wann du wieder nach R. kommen solltest, so erzähle auch, wie es mir auf dem alten Schlossplatz ergangen ist, denn ich fühle jetzt meinen nahen Tod.

Es mag noch ungefähr eine Stunde verflossen sein so wurde es meinem guten Herrn so bange, er rufte immer: „Ach Lottchen, komme, es ist Zeit, ja Zeit!“ Da ging die Tür auf einmal von selbst auf, mein guter Herr sprach

ganz leise: „Bist du endlich da?“ Das waren seine letzten Worte, streckte beide Arme aus und verschied. Es war der 11. Dezember 1813 zu Hanau.

Gallische Ortsnamen im Breisgau.

Von Hermann Wirth.

Das Breisgau und das übrige Gebiet der römischen Agri decumates hat eine zweimalige keltische oder gallische Besiedelung erfahren. Zwischen der älteren Keltenperiode und der gallisch-römischen Kolonisation liegt die Zeit des Einfalls der Germanen, die aber die südlichsten Gebiete brach liegen ließen; daher rührt die Bezeichnung „Helvetierwüste“ für diese Landstriche. An verschiedenen Punkten scheinen sich jedoch noch keltische Familien und Abteilungen gehalten zu haben, welche den Faden der Ueberlieferung fortspannen; ein Beweis für diese Ansicht ist auch die Erhaltung keltischer Ortsnamen wie Lopodunum-Ladenburg, Tarodunum-Zarten usw. Allerdings werden die gallischen Ansiedler, welche zur Römerzeit in unser Land kamen, hie und da auch neue Namen in ihrer Muttersprache geprägt haben.

Für eine ziemlich ausgedehnte Besiedelung unseres Landes zur älteren Keltenzeit sprechen besonders die archäologischen Funde aus der La-Tène-Zeit. Daher wurden nach diesen Funden am Rande des Gebirges gegen die Rheinebene, am Kaiserstuhl und auf dem Hochgestade des Rheins allein an dreißig Ansiedelungen der La-Tène-Periode zusammengestellt.¹⁾ Die Bezeichnungen hierfür sind stellenweise mit den Ortschaften verschwunden, erhalten haben sie sich, entweder an Ort und Stelle oder auf benachbarte Plätze übertragen, z. B. in Kems-Kleinkems, gall. Cambete; Breisach-Neubreisach, gall.-lat. mons Brisiacus; neben Zarten stehen Kirch- und Hinterzarten. Keltisch-alemannische Mischbildungen sind nach Förstemann z. B. Ebringen (ir. ebar „Schmutz“), Endingen (gall. Ande-Ando- in Eigennamen) usw. Zu den Orten, die von der vorgeschichtlichen Zeit bis heute ununterbrochen besiedelt waren, scheint Riegel zu gehören, auf dessen keltische Münzfunde Fabricius a. a. O. S. 31 hinweist. „Noch hie und da mag (zur römischen Kaiserzeit) ein anderes zurückgebliebenes Häuflein keltischer oder germanischer Abstammung geduldet worden sein. Zu dieser Erklärung müsste man greifen, wenn sich bestätigen sollte,

¹⁾ S. Fabricius, Neujaarsblätter der bad. histor. Kommission 1905, S. 17.

dass in Riegel am Nordfuße des Kaiserstuhles schon in der augusteischen Zeit eine Ansiedelung bestanden hat.“

War also Riegel vielleicht einer der ersten Plätze, deren sich die Römer auf dem rechten Rheinufer bemächtigten, ist hier der Zusammenhang mit der keltischen Kultur nie unterbrochen worden, so ist auch die Annahme berechtigt, dass der Name Riegel, alt Riegol Reigola, noch aus vorrömischer Zeit stammt und nicht erst von den Römern geprägt worden ist, wie z. B. in Kriegers „topogr. Wörterbuch“ zu lesen ist (Stamm rig- in lat. ir-rigare „bewässern“).²⁾ Daher weist schon Förstemann auf kelt. Rigo-dulum hin, das sich als Riol bis heute zwischen Trier und Mainz erhalten hat. Nur wären bei dieser Annahme die Formen Riol Riegol etwas zu sehr verstümmelt gegenüber der ursprünglichen, namentlich wäre das frühe Schwinden des Dentals auffallend. Diese Schwierigkeit wird nun beseitigt durch Verbindung von „Riegel“ mit gall. Rigo-ialus, „Königsfeld“, heute franz. Rueil, Départ. Seine-et-Oise. Die Entwicklung von Rigoialus zu Riegol erklärt sich einfach durch Kontraktion, zunächst entstand Rigoilus, wie nach Holder aus Blancoialus Blancoilus wurde, heute Bléneau. Auf diesem Wege erklärt sich auch am besten das alte o in Riegol. Auf ein Neutrum ialum geht Radoialum-Radolium zurück, heute Rueil bei Versailles. In dem pfälzischen Ort Kandel scheint das schließende l ebenfalls auf ialus zurückzugehen, vgl. gall. Cantoialum, heute Chanteuges, Dép. Haute-Loire. „Riegel“ wäre also der bekannte Ortsnamen „Königsfeld“ in gallischem Gewande. Kelt. Rig-„König“ soll als Lehnwort schon ins Althochdeutsche gedrungen sein: die Sippe von „Reich“ wird daraus hergeleitet.

Ein Hauptstützpunkt der Römer bei ihren Unternehmungen im Breisgau war Breisach, der Mons Brisiacus, ein Ort, der schon zur älteren Keltzeit besiedelt war. Er war jedenfalls durch Straßen mit den römischen Kolonien Tardunum, Riegel und anderen Orten an dem fruchtbaren Kaiserstuhl³⁾ und Tuniberg verbunden. Römische Funde sind auch gemacht worden in Achkarren, Niederrotweil usw., besonders reiche aus der La Tène-Zeit in Hochstetten bei Breisach (s. Wagner, Funde und Fundstätten S. 185), ein Einzelfund aus dieser Periode bei Rotweil. Für den südlichsten Punkt des Tuniberges, der eine Kapelle trägt, die

²⁾ Auch F. Pfaff entscheidet sich für lateinischen Ursprung, *Alemannia* 3. F. II, 160.

³⁾ „Bereits kultivierte Gebiete, blühende, bevölkerte, wohlangebaute Landstriche haben die Römer angezogen.“ Fabricius a. a. O. S. 28.

vielleicht auf eine heidnische Kultstätte weist, kann ebenfalls uralter Anbau vermutet werden. Die alte Straße von Breisach her führt dort um den Berg herum und hinein nach Munzingen, hier entspringt eine warme Quelle, die nie zufriert. Auch für Munzingen legt es sich deshalb nahe, an altkeltische Besiedelung zu denken,⁴⁾ wenigstens lässt sich der Name ohne Schwierigkeit mit dem Gallischen vermitteln: es entsprechen das schweizerische Munzach bei Liestal, welches auf kelt. Montiacum weist, das auch in Moursy, Dép. Marne, vorliegt, ferner die in Frankreich sehr häufigen Ortsbezeichnungen Montigny, Montagnac, Montignac: Holder zählt 87 Orte auf mit der ersten Namensform, 23 Montagnac und dazu noch zahlreiche ähnliche Bildungen. Die gallische Grundform wäre Montaniacum Montiniacum, eine Ableitung von Montanius. Ob auch an gall. monedo „Berg“ = lat. mons angeknüpft werden kann, möge dahingestellt bleiben; Montanius, Montaniacus usw. scheinen Personennamen zu sein. Das im Elsass bei Neu-Breisach gelegene Dorf Munzenheim weist besonders deutlich auf gall. Montanius hin. Auch ein zweites Munzingen im bayr. Schwaben bei Nördlingen dürfte keltischen oder gallisch-römischen Ursprungs sein. In Schwaben sassen nach Fabricius a. a. O. S. 34 noch zur Zeit Vespasians Kelten. Ortsnamen wie Sumelocenna auf der Peutinger Straßenkarte, das heutige Sulz, Grinario-Köngen sind stumme Zeugen keltischer Besiedelung, welche auch der Name Brigobanne-Hüfingen für die Baar beweist: Brigobanne erinnert an die Völkerschaft der Lato-brigen, sowie an den Fluss Brig-ach.

Auf der tabula Peutingeriana ist in rätischem Gebiete ein Ort Opia eingezeichnet, der nach Holder keltisch und vielleicht mit dem heutigen Bopfingen (= bei Opfingen) identisch ist. Bopfingen liegt im württembergischen Jagstkreis, 12 km von Nördlingen entfernt, also in der Gegend, wo auch das genannte schwäbische Munzingen zu suchen ist. 4—5 km nördlich von dem badischen Munzingen liegt nun ein Ort Opfingen, der ebenfalls an jenen keltischen Ortsnamen Opia erinnert. Unweit dieses Opfingen ist bis heute eine Spur uralter Besiedelung erhalten, worüber Wagner a. a. O. S. 220 folgendes sagt: . . . Im Mooswald, unmittelbar südlich der Straße von Haslach nach Opfingen, steht der sog. Hunnenbuck, eine wie es scheint künstliche Erhöhung von ca. 300 m Länge und 80 bis 100 m Breite. Ihre Bedeutung ist bis jetzt nicht erkannt. Schreiber nennt mit

⁴⁾ Bekannt ist die steinzeitliche Niederlassung; daher vielleicht kontinuierliche Besiedelung?

ihm zusammen noch zwei ähnliche Erhöhungen im Mooswald, östlich von Gottenheim, den Reckholderbühl und den Hohi-Buck; er bezeichnet sie als Zufluchtstätten. Meine Besichtigung gab mir den Eindruck, dass es sich um Grabhügel handeln wird. Opfingen kann also auf eine alte keltische Niederlassung zurückgehen und sich zu Munzingen verhalten wie Bopfingen zu Munzingen in Schwaben: Die geographischen wie ethnographischen Verhältnisse liegen in beiden Gebieten ähnlich. Fragen wir nach der Bedeutung des Stammes Opf-, so kann hier wie auch sonst ein keltischer Eigenname vorliegen (vergl. lat. Oppius), oder wir haben den indog. Stamm op „Fruchtbarkeit“ von lat. Ops opulentus, ὄπινη „Nahrung, Feldfrüchte“ vor uns, der nach Waldes „lat. etymol. Wörterbuch“ auch in dem Volksnamen Opsci = Osci Ὀπτικοί „die Reichen oder Bauern“ steckt. Hierher gehören noch die Ortschaften Opfenbach in bayr. Schwaben und Öpfingen im württemb. Donaukreis. Eher an kelt. monedo = lat. mons als an Munzingen erinnern noch „Mundingen“ und „Mundenhof“ (bei Lehen; alt Muntinchova). „Münzesheim“ sei des lautlichen Anklanges wegen erwähnt.

Die bei Gottenheim befindlichen künstlichen Erhöhungen, die Wagner a. a. O. allerdings in die vorkeltische Periode zurückführt, lassen vielleicht den Schluss auf keltische Besiedelung auch dieser Gegend zu. Falls man auch für den Namen keltischen Ursprung annehmen darf, so wäre an kelt. *cottos „alt“ in Eigennamen (Cottus, ein Keltenfürst der ligur. Alpen, der „cottischen“ Alpen, lat. Cotta entlehnt, Cottalus) anzuknüpfen. Aus einer Form Cotiacum(-us), abgeleitet von dem N. pr. Cotius, erklärt Holder eine Reihe von franz. usw. Ortsnamen. Sehen wir uns weiter im Breisgau um, so hat man den Namen Achkarren schon längst aus dem Keltischen hergeleitet: vergl. dazu altkelt. acito „Feld“. Das Dorf „Mengen“ läßt sich ähnlich mit magos „Feld“ verbinden. „Denzlingen“ erinnert an den keltischen Ortsnamen Tantalinum und an den Personennamen Dannotalus oder Tanotalus. Zwar nicht aus Denzlingen, aber wenigstens aus Emmendingen ist auch ein Fundstück aus der La Tène-Zeit erhalten, ebenso aus Kenzingen; römische Funde sind in der Gegend von Emmendingen, Kenzingen usw. ziemlich zahlreich. Daher steht nichts im Wege, auch für den Namen Kenzingen an die gallisch-römische oder die keltische Zeit zu denken; gall. canto- bedeutet „weiß“, ein anderes canto- „Seite, Ring, Reif“. Diese Stämme erscheinen in Cantium = Kent, den Flußnamen Kinz (bei Aachen), Kinzig (?), dem Berg- und

Ortsnamen Kandel; ferner vergl. die bei Holder angeführten Ortsnamen Cantiacum, -a, Cantin(i)acus, heute Canzaga, Chanzy, Cantignac, Chantenay (5 Orte), rhein. Kendenich (bei Köln). Eine Stadt *Καντωϊβίς*⁵⁾ in Großgermanien erwähnt der Geograph Ptolemäus II 11, 15. — Falls Ebringen, wie erwähnt, wirklich keltisch und mit ir. ebar „Schmutz“ zu verbinden ist, ließe sich auch „Littenweiler“ aus ir. loth „Schmutz“, Lutetia erklären. Im badischen Oberlande kann dem Ortsnamen Bellingen der bei Liv. 44, 14 angeführte Personennamen Balanos zugrunde liegen: *Balaniacum oder *Baliniacum wäre als Grundform anzusetzen. Die in Betracht kommende Stelle bei Livius lautet: *regulo Gallorum legati Transalpini Romam venerunt; Balanos ipsius traditur nomen etc.* „Krotzingen“ ließe sich an die keltischen N. pr. Crotalo-dunum, Crota anknüpfen. Lahr endlich, das allerdings außerhalb des Breisgaus liegt, ist mit „leer“ in Zusammenhang gebracht worden, doch läßt sich auch kelt. *laros* „Flur“ heranziehen; vergl. den See *Larios* in Gallia transpadana. Freilich kann es sich in solchen Fällen auch bloß um zufälligen lautlichen Anklang handeln.

Die Benennung von Ortschaften nach keltischen Insassen braucht nicht immer auf die keltische oder gallisch-römische Zeit zurückzugehen, sie kann in einzelnen Fällen auch erst von den Alemannen vorgenommen worden sein, welche bei der Besetzung des Landes noch da und dort zurückgebliebene Kelten vorfanden und deren Familiennamen auf den neubesiedelten Platz übertrugen, während sie die Unterworfenen selbst zu Leibeigenen herabdrückten. So würde sich vielleicht „Opfingen“ erklären, wenn es „bei den Angehörigen des Opfo“ bedeutet: der erste Bestandteil wäre keltisch, der zweite alemannisch. In „Munzingen“ und „Munzenheim“ würde der kelt. Personennamen Montanus oder Montius stecken. In solchen Fällen dagegen, wo der Ortsname eine Sachbezeichnung enthält, wie vielleicht „Ebringen“, wird der erste Bestandteil des Namens schon zur Keltenszeit zur Bezeichnung der Örtlichkeit verwendet worden sein; auch für „Zähringen“ ist diese Annahme wahrscheinlich, wie wir Alem. 3. F. II, 77—82 gesehen haben.

⁵⁾ Heute Gunzenhausen oder Kannstadt? S. über letzteres Kastell Fabricius a. a. O. S. 46.

Anzeigen und Nachrichten.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung unter Mitwirkung von H. Gunkel und O. Scheel, herausgegeben von F. M. Schiele und L. Zscharnack Verlag: J. C. B. Mohr (Siebeck) Tübingen, Bd. I 1908/9, Bd. II 1909/10. In Lieferungen zu 1 M.

Nach einem Prospekt, der die Erscheinung der ersten Lieferungen des oben genannten Werkes im Herbst 1908 ankündigte, will das Handwörterbuch „kein Spezialwerk für Theologen, auch kein gelehrtes, sondern ein gemeinverständliches Werk“ sein. Die Verfasser haben sich die Aufgabe gestellt, ein Nachschlagewerk zu schaffen, das „1. über die Lage der Kirche und des Christentums in der Gegenwart orientiert, 2. der Erweiterung der theologischen Arbeit durch die Methoden der modernen Religionswissenschaft, Historik und Philologie nach allen Seiten hin Rechnung trägt“. Bisher sind zwei Bände in 46 Lieferungen erschienen. Sie zeigen, dass die Aufgabe, die das Werk erfüllen soll, in der trefflichsten Weise gelöst ist. In viel weiterem Umfang, als man dem Titel nach glauben möchte, kann man sich hier orientieren über Schriftsteller, Städte, Länder, Sitten, Kunst, überhaupt Kultur. Aus größeren Aufsätzen wie über Apostelgeschichte, Arabien, Babylonien und Assyrien, Eschatologie, Heiligtümer Israels werden nicht nur Pfarrer und Lehrer bei der Bibelerklärung, sondern auch sonst gebildete Bibelleser reichliche Belehrung schöpfen. Einzelnen Abhandlungen sind gute Bilder beigegeben.

Doch in dieser Zeitschrift will ich nicht eine Rezension des gesamten Werkes geben, sondern nur darauf hinweisen, dass das Handwörterbuch für jeden, der sich mit religiöser Volkskunde beschäftigt, ein wichtiges Nachschlagewerk ist. In einer größeren Abhandlung „Erscheinungswelt der Religion“ ist ausführlich gehandelt über heilige Bräuche, heilige Worte, heilige Personen. Ein Artikel Volksreligion wird folgen. Wer sich mit dem Glauben und Aberglauben seines Volkes oder mit fremden Religionen beschäftigt, wird dafür dankbar sein, die Erscheinungsformen des religiösen Lebens so übersichtlich zusammengestellt zu finden. Dabei sind auch außerchristliche Religionen, oft in ausführlichen Artikeln, herangezogen. Aufsätze wie über Aberglaube, Ahnenkult, Alchemie, Amulette, Askese, Exorzismus, Fasten, Fastnacht, Liturgische Formeln, Geister, Gericht Gottes, Handauflegung, Heiligung werden die Leser der Alemannia besonders interessieren. Über Personen und Orte, die in Legende und Sage eine Rolle spielen, sind die Haupttatsachen in kleineren Abhandlungen angeführt. Den Abhandlungen sind Literaturangaben beigegeben, die es ermöglichen, über Einzelheiten, die ein solches Nachschlagewerk nicht bieten kann, selbst nachzusehen. Durch diese Literaturangaben bekommt das Handwörterbuch auch für den Forscher großen Wert. Die Literaturverzeichnisse geben meistens die Hauptwerke, oft sind sie sehr reichlich. Nur bei einigen Artikeln scheinen sie mir zu spärlich: unter „Gotteskindschaft“ hätten die Ausführungen Albert Dieterichs, Eine Mithrasliturgie 134 ff. genannt und mehr berücksichtigt werden können. Bei „Askese“ ist von O. Zöckler nur die „Kritische Geschichte der Askese, 1863“ genannt. Zöckler hat sein Buch gänzlich neu bearbeitet und im Jahre 1897 unter dem Titel „Askese und Mönchtum“ wieder erscheinen lassen. Wo das Verbot des Geschlechtsverkehrs in Israel erwähnt ist, hätten Schwallys „Semitische Kriegeraltertümer“ (Leipzig 1901) 60 ff. genannt und ähnliche Vorschriften bei Griechen und Römern, die auf das Christentum nicht ohne Einfluss geblieben sind, erwähnt werden müssen. Doch wird dies vielleicht später unter „Keuschheit“ oder „Zölibat“ nachgeholt. Dann hätte ein Verweis darauf hier nicht fehlen sollen.

Unter Fasten vermisst man einen Hinweis auf K. Böckenhoffs Werke: Das apostolische Speisegesetz in den ersten fünf Jahrhunderten (Paderborn 1903) und Speisesatzungen mosaischer Art in mittelalterlichen Kirchenrechtsquellen des Morgen- und Abendlandes (Münster 1907). Der Artikel über das Haar ist sehr mager ausgefallen, zumal da Simson, der gar nicht genannt ist, Gelegenheit zu einer ausführlicheren Darlegung über das Haar im Glauben der Israeliten geboten hätte. Es wäre sehr erwünscht, wenn bei einzelnen Abhandlungen (z. B. Agatha, Andreas) der heutige Volksglaube mehr beigezogen wäre, wie es anderswo (z. B. Drei Könige) geschehen ist. Bei „Bäume heilige“ fällt auf, dass nur die semitische Kultur berücksichtigt ist.

Nach dieser Richtung hätte der volkskundliche und religionswissenschaftliche Forscher noch manchen Wunsch, der erfüllt werden könnte, ohne dass die dem Handwörterbuch gezogenen Grenzen überschritten würden. Doch es ist das Schicksal aller Werke, die ein so großes Gebiet umfassen, dass einzelne Teile etwas hinter andern zurückstehen. Für das ganze Werk soll damit kein Tadel ausgesprochen sein. Ich möchte vielmehr noch einmal betonen, dass für den Laien, Theologen und Erforscher religiöser Volkskunde das Handwörterbuch ein vortreffliches Nachschlagewerk ist, wie wir in der Art bis jetzt keins besaßen.

Heidelberg

Eugen Fehrle.

Niederberger, Franz, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Unterwalden. Bd. 1 u. 2. Sarnen, Selbstverlag des Herausgebers, 1909, 1910. 172 u. VI und 173 u. VII S.

Trotz des Fremdenstroms, der sich unausgesetzt durch die Schweiz ergießt, hat sich dort doch an vielen Orten das alte Volkstum unverfälscht erhalten. Wer nur die Brennpunkte des Fremdenverkehrs kennt, der dürfte nur zu leicht zu der irrigen Ansicht gelangen, dass diese nur auf „Fremdenindustrie“ bedachte Bevölkerung durchweg die alten Ueberlieferungen zum Plunder und Moder vergangener Zeiten geworfen habe. Und auch wer das nüchterne Wirtschafts- und Erwerbsleben in den ihre hochentwickelte Landwirtschaft treibenden Kantonen beobachtet, wird leicht zu ähnlichem Urteile kommen. Künstliches Volkstum, wie Alphornblasen, Kuhreihensingen u. dergl. um Batzen und auf Bestellung verstärken diesen Eindruck nur.

Doch diese Urteile sind wie die meisten verallgemeinernden falsch. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe bringen die Fremden nur in bestimmte Richtungen und an bestimmte Punkte, und diese sind natürlich für die Volkskunde verdorben. Aber unmittelbar daneben, dort wo die Bahn vorbeiführt, da ist noch ein urwüchsiges Treiben, da quillt noch der alte reiche Born der Volksüberlieferung. Zur Erhaltung trägt die Mundart, welche die Schweizer deutlich von den Fremden absondert, nicht wenig bei. Und ferner ist es irrig, dort wo nüchterne Landwirtschaft lebt, wie im Aargau und Turgau, ein völliges Ausgehen der Volksüberlieferungen vorauszusetzen. Die Landwirtschaft bindet an die Heimatscholle, an die Toten, die unter ihr begraben liegen, an die Sippe und an die so mannigfach ausdeutbaren Naturmächte.

Ein naheliegendes Beispiel bietet die Pfalz. Wie schwer glaublich erscheint jedem, der mit dem nüchternen, lauten Vorderpfälzer bekannt geworden ist, dass in diesem Blüteland hausbackener Weisheit und liebevoller Selbstbespiegelung womöglich noch altes Volkstum leben könne; und doch zeigen uns die Bemühungen des Bayerischen Vereins für Volkskunde und z. B. die prächtige Volksliedersammlung von Heeger und Wüst — der nächstens eine eingehende Besprechung gewidmet werden soll — wie viel alte wertvolle Ueberlieferungen hier noch leben. Also noch ist keine Ursache zum Verzagen, obwol ohne allen Zweifel

viel verloren gegangen ist und fortwährend verloren geht. Nicht klagen, sondern arbeiten heißt unser Losungswort.

Wie reich die herrliche Schweiz an Volksüberlieferungen noch ist, das zeigt das reiche, bereits vorhandene Schrifttum. Wenn auch z. B. Kohlruschs altes Schweizerisches Sagenbuch von 1854 nur ein „Geschmäcke“ von all den schönen Dingen gibt, wenn auch die meisten andern Sagensammlungen vielfach unkritisch sind, so beweist uns doch die stattliche Bändezahl des von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde unter der Leitung von Hoffmann-Krayer in Basel und Raymond in Lausanne herausgegebenen Archivs, wieviel da getan werden kann und noch zu tun ist.

Die Sagensammlung aus Unterwalden von Franz Niderberger, die meine Behauptung aufs beste stützt, sei herzlich willkommen heißen. Wie so oft, finden wir hier bestätigt, was ich im Nachruf auf E. H. Meyer aussprach,¹⁾ dass nämlich „die Volkskunde eine besondere, von Vorbildung und Studium und überhaupt äußeren Einflüssen unabhängige Geistesrichtung und Begabung voraussetzt, die in allen Ständen vertreten sein kann“. Auch im vorliegenden Falle ist der Sagensammler kein Fachmann, sondern ein Rechtsanwalt. Aber er ist ein Mann von Liebe und Verständnis für das Volk und von dichterischer Auffassung. Seine Quellen (I, 16) sind vor allem die Aelpler selbst, dann die Sammlungen von Dr. Durrer, Stans, Pfarrer von Ah, Kerns, Kaplan Imfeld, Lungern, weiter Einzelbeiträge von Männern verschiedener Stellung. Daneben hat N. aber auch aus gedruckten Quellen geschöpft, die er teils ausdrücklich (I, 15), teils bei Gelegenheit nennt. Was ich seinerzeit an den Pfälzischen Sagen von Hebel tadelte²⁾, gilt auch hier: die einzelnen Belege fehlen. Es handelt sich hier nicht, wie N. I, 15 meint, etwa um das Urheberrecht.

Etwas sonderbar ist die Zweiteilung der bisher erschienenen Abschnitte des Gesamtwerks. Der Herausgeber trennt von eigentlichen Sagen die „Gespenster- und Hexengeschichten und dergleichen gruselige Mären“, damit die Eltern es in der Hand haben letztere den Kindern vorzuenthalten. Nun ist diese Trennung aber gar nicht durchzuführen. Was tun z. B. die Sagen vom starken Hans Rotzer im II. Teil? Auch die Einteilung von I in Sagen von „Bergmännchen, Zwergen, Kobolden, Venedigern, Zauberern, Schatzgräbern, u. dergl.“ und „Landes- und Ortsagen“ ist ungenügend. Es wäre wol besser gewesen diese doch nicht sehr umfangreiche Sammlung einfach nach Orten anzuordnen und ein gutes alphabetisches Namens- und Sachverzeichnis beizugeben. Wie gern hätte man z. B. die besonders wichtigen Ueberlieferungen vom Pilatus an einer Stelle beisammen, während sie jetzt in beide Teile zerstreut sind.

Ein dritter Teil soll die Sitten und Gebräuche bringen — ohne Zweifel ein Gegenstand lebhafter Wünsche.

Die Einleitung zu I ist warmherzig und poetisch. Sie wird aber durch ihre Ausdehnung und die vielen wörtlichen Zitate geschädigt. Ueber die darin ausgesprochene, nicht immer fachmännische Auffassung der Volksreligion will ich nicht rechten. Es blickt an manchen Stellen durch, dass N. die alte Ansicht vom Vorhandensein einer Reihe ausgebildeter „Götter“ im deutschen Sprachgebiet glaubt. Richtig aber ist, wenn er II, 77 den Wuotan der schweizerischen Sage mit Brandstetter nicht als den erhabenen „Gott“ der Edda ansieht, sondern nur als Dämon. Ich bin längst überzeugt, dass es viele der nordischen Götter bei uns zur Zeit der Einführung des Christentums überhaupt noch nicht weiter gebracht hatten.

¹⁾ Alem. 3. F. I, 88.

²⁾ Alem. N. F. VII, 230.

Die Geschichte des Hexenwesens in II ist entschieden nicht am Platz. Das Hexenwesen hätte in einem besonderen Teil oder in einer Abhandlung für sich Platz finden sollen. Dass N. manchmal mehrere Fassungen derselben Sage nebeneinander bringt, ist verständig; dagegen hätten verschiedene langatmige Gedichte zum Nutzen des Ganzen fehlen dürfen.

Die wunderschöne Landschaft um Pilatus, Jänzigrat, Giswilerstock, Kaiserstuhl, Arnigrat, Nünalphorn, Widderfeld, Stanserhorn und Bürgenstock mit dem Sarnertal, Melchtal und Engelbergertal findet in der verdienstlichen Niederbergerschen Sagensammlung eine sehr anziehende, belebende Schilderung. Möge der Herausgeber uns bald auch den dritten Teil schenken.

Freiburg i. B.

Fridrich Pfaff.

Die Schweizerische Gesellschaft für Geschichtskunde, deren „Archiv“ seit langen Jahren die Freude aller Freunde der Volkskunde bildet, gibt nun neben diesem unter dem Titel „Schweizerische Volkskunde — Folk-Lore Suisse“ ein Korrespondenzblatt heraus. In der Einführung wird gesagt: es müsse auffallen, dass unter den Mitarbeitern des Archivs gerade diejenigen fast ganz fehlen, die am besten dazu berufen wären, diese Bestrebungen durch ihre tätige Mit Hilfe zu unterstützen: die täglich mit dem Volk in Berührung kommenden Geistlichen und Lehrer auf dem Lande, die Primar- und Sekundarlehrerschaft (Volksschul- und Gymnasiallehrer) in Städten und weiterhin Männer und Frauen aus dem Volke selbst, die aus ihren Erinnerungen und Beobachtungen gewiss manchen Beitrag zur Kenntnis der Sitten und Bräuche, Sagen und Lieder des Landes beisteuern könnten. Die Schweizerische Volkskunde will dadurch volkstümlich werden, man hofft viele Mitglieder und Mitarbeiter zu gewinnen. Es sollen kleinere Mitteilungen, Fragen und Antworten, Anzeigen und Vereinschronik gebracht werden.

Wir wünschen der lieben Nachbargemeinde im Zeichen der Volkskunde Glück zu ihrem Beginnen und bitten unsere Mitglieder aus allen Ständen in gleicher Weise unsere volkstümliche Zeitschrift „Badische Heimat“ (bisher „Dorf und Hof“) benutzen zu wollen (Herausgeber Herr Dr. H. Flamm, Freiburg i. B., Oberau 25).

Aus der Nr. 1/2 der „Schweizer Volkskunde“ ersehen wir, dass in unserm Nachbarverein insofern eine Neuerung stattgefunden hat, als am 16. Nov. 1910 in Basel eine eigene Sektion — ähnlich wie unsere Zweigvereine — gebildet worden ist, deren Vorstand sich so zusammensetzt: Obmann Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Statthalter Prof. Dr. A. Bertholet, Sekretär Prof. Dr. A. Gessler, Seckelmeister Dr. C. Lichtenhahn, Beisitzer E. Sarasin-Von der Mühl. F. P.

Die in der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde auf mich gerichteten Angriffe beantworte ich nicht. Ich bin aus diesem Verein, dessen Vorstand ich zwanzig Jahre hindurch angehörte, ausgetreten. Der Vorstand hat durch ein Beilageblatt erklärt, dass er den betr. Aufsatz, von dem er vor der Ausgabe des Bands nicht wusste, nur nach Tilgung der persönlichen Angriffe würde zugelassen haben. Den vermittelnden Bemühungen eines von mir besonders hochgeschätzten Herrn ist es gelungen, einen Ausgleich in dem Sinne herbeizuführen, dass keiner der beiden Gegner künftig auf den Streit zurückkommen wird.

Freiburg i. B., Januar 1911.

Fridrich Pfaff.

Zu S. 38—44: Bernhard Kahle ist zu Heidelberg gestorben am 9. Dezember und bestattet worden am 12. Dezember 1910.

Volkslieder aus dem Wiesental.

Gesammelt von Lore Rippmann, Kunstmalerin, Stein am Rhein.
Mitgeteilt von Hanns Bächtold, Basel.

Die nachfolgenden Lieder, Vierzeiler und Gebete sind Fräulein Lore Rippmann durch eine Wiesentalerin, aus Schopfheim gebürtig, mitgeteilt worden. Leider konnten die Melodien nicht mitaufgezeichnet werden. Ich hoffe aber dennoch, dass die kleine Sammlung als Beitrag zum Volksliede des Wiesentals, sowie als Beispiel, welchen Umfang der Liederschatz einer einzigen Person haben kann, ihre Bedeutung haben wird.

Literatur.

- | | |
|--------------|--|
| BENDER | Augusta Bender, Oberschefflenzer Volkslieder. Karlsruhe 1902. |
| BIRLINGER | [Birlinger], Schwäbische Volkslieder. Freiburg i. Br. 1864. |
| ERK-BÖHME | L. Erk, Deutscher Liederhort. Herausgegeben von Frz. M. Böhme. 3 Bde. Leipzig 1893–94. |
| GASSMANN | A. L. Gassmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggental und Hinterland. Basel 1906. |
| GLOCK | J. Ph. Glock, Badischer Liederhort. Bd. 1. Karlsruhe 1910. |
| GROLIMUND | Sigmund Grolimund, Volkslieder aus dem Kanton Solothurn. Basel 1910 |
| SOLOTHURN | |
| KOHLER-MEIER | C. Köhler, Volkslieder von der Mosel und Saar. Herausgegeben von John Meier. Halle a. S. 1896. |
| KRAPP | H. Krapp, Odenwälder Spinnstube. Darmstadt 1904. |
| MARRIAGE | M. E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz. Halle a. S. 1902. |
| MEIER | E. Meier, Schwäbische Volkslieder. Berlin 1855. |
| MEIER KIV. | John Meier, Kunstlieder im Volksmunde. Halle a. S. 1906. |
| MEISINGER | Ottm. Meisinger, Volkswörter und Volkslieder aus dem Wiesental. Freiburg i. Br. 1907. |
| MÜNDEL | C. Mündel, Elsässische Volkslieder. Straßburg 1884. |
| PFÄLZISCHE | Volkslieder aus der Rheinpfalz. Im Auftrage des Vereins für bayerische |
| VOLKSLIEDER. | Volkskunde herausgegeben von G. Heeger und Wilh. Wüst. Band 1–2. Kaiserslautern 1909. |
| RÖSELIGARTE | Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder herausgegeben von Otto von Greyerz. 1.–4. Heft. Bern 1908–1911. |
| TOBLER | L. Tobler, Schweizerische Volkslieder. 2 Bde. Frauenfeld 1882–1884 (= Bibliothek älterer Schriftsteller der deutschen Schweiz, Bd. IV u. V). |
| VOLKSKUNDE | Volkskunde im Breisgau. Herausgegeben vom Bad Verein für Volks- |
| IM BREISGAU | kunde durch Frid. Pfaff, Freiburg i. B. 1906. |

1. Das Lied vom Ulinger.

Es zog ein Ritter wol über das Ried
Und sang einmal ein neues¹⁾ Lied.

* * * * (fehlen zwei Verse)
* * *

Das Anneli, das unter dem Laden sass,
Es hörte zu dem schönen Gesang:
„Ach könnt ich so singen, wie hören!“
„Das Singen will ich dir lehren.““

Er nahm das Anneli bei seiner Hand
Und schwang es auf sein hohes Ross.
Sie ritten gar eilends recht balde
In einen stockfinstern Walde.

Sie ritten²⁾ zu einer Tanne,
 Wo elf Jungfrauen dran hangen:
 „„Die zwölfte, die musst du jetzt werden,
 Im Walde, da musst du jetzt sterben.““

„Ach Ritter, lieber Ritter mein,
 Erlauben Sie mir noch drei Schreie zu schrei'n,
 „„Drei Schreie erlaub' ich dir gerne,
 's ist niemand im Walde, der 's höre.““

Der erste Schrei und den sie tat,
 Den tat sie Gott dem Vater zu:
 „Gott Vater komm' eilends recht balde,
 Sonst muss ich ja sterben im Walde!“

Der zweite Schrei und den sie tat,
 Den tat sie ihren Eltern zu:
 „Ach Eltern, kommt eilends recht balde,
 Sonst muss ich ja sterben im Walde!“

Der dritte Schrei und den sie tat,
 Den tat sie ihrem Bruder zu:
 „Ach Bruder, komm' eilends recht balde,
 Sonst muss ich ja sterben im Walde!“

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
 Der alli Tierli gut schießen kann;
 Er hörte sein Schwesterlein schreien,
 Die Hunde, die mussten ihm schweigen.

Er spannte gleich den Hahnen auf
 Und schoss den Ritter auf einen Hauf:
 „Den Lohn, den hab ich dir g'geben;
 Mein Schwesterlein lässt am Leben.“

Er nahm das Anneli an seiner Hand
 Und führte es wieder in's Vaterland.
 „Zu Hause kannst schauen und bauen,
 Kei'm Ritter sollst nimmermehr trauen.“

1) schönes 2) kamen.

Der Stoff des Liedes gehört in den Kreis der Ulinger-, Adelger- oder Blaubartsagen. Vergl. Uhland, Schriften I, 141 ff., Erk-Böhme 1, 120 f. u. 147 ff., Böckel, Handbuch des deutschen Volkliedes (Marburg 1908), 114 ff. Flieg. Blatt von Schröter, Basel 1605 (vgl. Wackernagel, Leseb.² 2, 224 f.) Meier 296 ff. Nr. 167 u. 168, Meier, Kinderreime S. 145. Birlinger 159 ff. Nr. 1, Scherer, Jungbrunnen Nr. 5b (aus dem Schwarzwalde), Rochholz, Schweizer Sagen (1856), 24 Nr. 15, Al. Lütolf, Sagen und Bräuche usw. (Luzern 1862), 74 ff., Tobler 1, CV; 2, 170 Nr. 6, Gassmann 10 Nr. 12, Grolimund, Solothurn 5 ff. Nr. 8, Röseligarte 2, S. 33, Erk-Böhme 1, 118 ff. Nr. 41, Pfälzische Volksl. 1, 6 ff. Nr. 2.

2. Die Nonne.

Ich stund auf einem hohen Berg,
 Schau aben ins tiefere Tal,
 Ein Schifflin sah ich fahren :—:
 Darin drei Grafen sassen.

Der jüngste von den Grafen,
 Der in dem Schifflein sass,
 Gab mir einmal zu trinken :—:
 Guten Wein aus einem Glas.

Was zog er ab seinem Fingerlein?
 Ein goldenes Ringlein.
 „Nimm hin, du hübsches Mädchen, :—:
 Das soll dein eigen sein“.

„Was soll ich mit dem Ringlein tun,
 Bin gar ein jungfrisch Blut,
 Dazu ein armes Mädchen :—:
 Hab weder Geld noch Gut.“

„Bist du's ein armes Mädchen,
 Hast weder Geld noch Gut,
 So gedenk an unsere Liebe :—:
 Die zwischen uns beiden ruht.“

„Ich weiß von keiner Liebe,
 Weiß auch von keinem Mann,
 Ins Klösterlein will ich ziehen, :—:
 Wills werden eine Nonn.“

„Willst du's in Klösterlein ziehen,
 Willst werden eine Nonn,
 So kann ich nicht mehr ruhen, :—:
 Bis dass ich zu dir komm.“

Der Herr zu seinem Reitknecht sprach:
 „Sattle mir und dir zwei Pferd,
 In's Klösterlein wollen wir reiten, :—:
 Der Weg ist Reiten's wert.“

Und als wir vor das Klösterlein kamen,
 Ganz freundlich klopfens wir an:
 „Gebt heraus die jüngste Nonnen, :—:
 Die erst ist kommen an“.

„s ist keine angekommen,
 Es kommt auch keine 'raus.'
 „So wollen wir's anzünden, zünden,
 Das schöne Gotteshaus.“

Da kam sie's hergeschritten,
 Schneeweiß ward sie bekleid't,
 Ihre Haare waren abgeschnitten,
 Zu einer Nonn war sie bereit. [schnitten,

Sie hieß den Herrn willkommen se in
 „Willkommen aus fremdem Land.
 Wer hat euch heiße kommen, :—:
 Wer hat euch hergesandt?“

„Es hat uns niemand heißen kommen,
 Auch niemand hergesandt.“

„Warum seid ihr denn gekommen,
 Aus weit und breitem Land? [kommen,

Was gab sie ihm zu trinken
 Aus ihrem Becherlein?
 In zweimal dreizehn Stunden :—:
 Sprang ihm das Herz entzwei.

Mit einer Messerspitze
 Grub sie ein Gräbelein,
 Mit ihren zarten Händen :—:
 Trug (Legt) sie ihn selbst hinein.

Das Lied scheint zuerst schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Süddeutschland, in den Niederlanden, jedoch schon im 15. Jahrhundert bekannt und beliebt gewesen zu sein. (Erk-Böhme 1, 315). — 1771 von Goethe im Elsass aufgezeichnet, vgl. M. Morris, Der junge Goethe 2 (Leipzig 1910), 66 f. Bragur. Ein literarisches Magazin der deutschen u. nordischen Vorzeit. Herausg. von F. D. Gräter und Böckh 1 (Leipzig 1791), 264 (mit Melodie); Goethe bemerkt zu der Uebersetzung dieses schwäb. Textes im Wunderhorn 1 (1806), 70: „Roman-tisch, empfindungsvoll und schön“. Meier 292 ff. Nr. 166 (21 Str.), Meisinger S. 52 f., Blätter des bad. Vereins für Volkskunde 87 Nr. 47, Bender 8 Nr. 7, Krapp Nr. 151, Gassmann 8 Nr. 10, Röseligarte 1, S. 49 ff., Grolimund, Soloth. 3 Nr. 6, Erk-Böhme 1, 313 ff. Nr. 89, Köhler-Meier 98 Nr. 97, Pfälzische Volkslieder 1, 69 ff. Nr. 29. Pfaff, Alemannia N. F. 8, 119.

3. Es wollt' ein Jäger jagen.

Es wollt ein Jäger jagen
 Ins Erlitane-Holz.
 Es begegnet ihm auf der Heide
 Ein Mägdlein, das war stolz.
 :: Holtiri, holtira, la lia ho. ::

„Wohin, du hübsches Mäderchen,
 Wohin mit deinem Stolz?“
 „„Ich will zu meinem Vater
 In's Erlitane Holz.““

„Willst du zu deinem Vater
 In's Erlitaneholz,
 Deine Ehr, die musst du lassen
 Vor einem Jäger stolz.“

„„Wenn ich meine Ehr soll lassen
 Vor einem Jäger stolz,
 Nein, lieber will ich lassen
 Das Erlitane-Holz.““

Was zog er ab seinem Fingerlein
 Ein goldenes Ringlein.
 „Nimm hin du hübsches Mädchen
 Das soll dein eigen sein.“

„„Was soll ich mit dem Ringlein
 Bin gar ein jungfrisch Blut, [tun?
 Dazu ein armes Mädchen,
 Hab weder Geld noch Gut.““

Das Lied ist Bruchstück. Weitere Strophen waren nicht erhältlich. Das Lied schließt in den meisten Fassungen mit Strophe 4. — Bender 99 Nr. 85, Grolimund, Soloth. 10 Nr. 12, Erk-Böhme 3, 298 f. Nr. 1437 (9 Str.), Köhler-Meier 243 Nr. 235.

4. Luischen ging einmal spazieren.

Luischen ging einmal spazieren
 Wol durch den grünen Wald, juhe!
 Wol durch den grünen Wald.

Was traf sie an zu ihrem Vergnügen?
 Ein Jüngling von schöner Gestalt, juhe!
 Ein Jüngling von schöner Gestalt.

Schön und reizend war es der Jüngling
 Und sein Wuchs war schlank, juhe!
 Und sein Wuchs war schlank.

Und als sie so beisammen sassen,
 Schwur er ihr die Treu, juhe!
 Schwur er ihr die Treu.

Als sie voneinander gingen,
 War der Schwur vorbei, juhe!
 War der Schwur vorbei.

Luischen deine Wangen erbleichen,
 Sprach die Mutter mein, juhe!
 Sprach die Mutter mein.

Draußen in dem finstern Walde
 Zog ich mein Unglück bei, juhe!
 Zog ich mein Unglück bei.

Es hat mir ein Jüngling die Treue geschworen
 Und sein Schwur war falsch, juhe!
 Und sein Schwur war falsch.

Um 1800 aufgekommenes Lied. — Verfasser? Bender 34 Nr. 31, Mündel 76 Nr. 70, Krapp Nr. 182, Erk-Böhme 2, 514 Nr. 712, Köhler-Meier 135 Nr. 134, Marriage 69 Nr. 37, Pfälzische Volksl. 2,58 Nr. 189.

5. Ritter Rewald.

In des Gartens grüner Laube
 Und des Nachts beim Mondenschein,
 Da sass ein Ritter bei seinem Mädchen
 In der Laube ganz allein.

Und er sagt', er woll' sie küssen:
 „Ewig Teure, du bist mein.
 Uebers Jahr, wenn die Rosen blühen,
 Werd' ich wiederum bei dir sein.“

Und das Jahr war bald verflossen,
 Und der Rosenknopf zersprang;
 Da ist der Ritter wiederum kommen
 In die Laub' beim Mondenschein.

Und er sagt wohl dumpf und böse:
 „Ist denn das der Liebe Lohn?
 Ich bin wiederum zu dir gekommen,
 Aber du bist mir entflohn.“

Und er schaut hinab ins Grüne,
 Sieht von fern' ein' Marmorstein.
 Auf dem Marmor steht geschrieben:
 „Lina ruht in Frieden hier.“

Und er ging hinab ins Kloster,
 Legte Schwert und Panzer ab,
 Und in einer schönen Harfe (!)
 Fand der Ritter bald sein Grab.

Das Lied ist aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts nachweisbar. Verfasser? John Meier, KiV. CXLIII und 74 Nr. 474, Meisinger S. 61, Bender 1 Nr. 1, Krapp 124 Nr. 170, Gassmann 19 Nr. 22, Grolimund, Soloth. 16 Nr. 19, Erk-Böhme 1, 499 ff. Nr. 117, Köhler-Meier 190 Nr. 183, Pfälzische Volksl. 1, 97 ff. Nr. 40.

6. Es ging beim hellen Sonnenschein.

Es ging beim hellen Sonnenschein
Ein Waldmann hübsch und fein.

Sein Mädchen, das ihm lieber war,
Als alles auf der Welt,
:: Sie ging in Angst und der Gefahr
Ging heimlich noch ins Feld. ::

Auf einmal sprang des Waldmanns Hund
Einem jungen Rehlein nach,
:: Das kaum vor einer Viertelstund
Im Mutterschoße lag. ::

Das Rehlein sprang bald hinter sich,
Bald vorwärts, bleibt es stehn,
:: Es sucht nach vor und hinter sich
Dem Hunde zu entgehn. ::

Aber leider fand es keine Ruh,
Wurd überall verjagt,
:: Auf einmal sprang's dem Busche zu,
Wo's Waldmanns Mädchen sass. ::

Der Jäger sprang und eilt herbei,
Er merkt etwas im Busch.
:: Es schoss, ein Mörder, frisch ins Blei
Dem Mädchen in die Brust. ::

„Ach Liebster, was hast du's getan,
Komm, sieh mich sterbend an.“
:: Er kam und sah sein Mädchen
Im Blute schwimmen da. ::

„Ach Gott, wie ist der Wald so grün!“
Rief er aus vollem Schmerz.
:: Er schoss sich nieder mit seinem Gewehr,
Sich selber durch das Herz. ::

Verfasser? John Meier; KiV. 64 Nr. 404, Bender 95 Nr. 83, Mündel 24 Nr. 21, Erk-
Böhme 3, 327 Nr. 1469, Köhler-Meier 241 Nr. 232.

7. An einem Bach, der rauschend schoss.

An einem Bach, der rauschend schoss,
Ein armes Mägdlein sass,
Aus ihren schönen Aeuglein floss
Manch Träne in das Gras.

Ein reicher Herr gegangen kam,
Er sah des Mägdleins Schmerz,
Sah ihre Tränen, ihre Qual —
Und das brach ihm sein Herz.

„Was fehlet, liebes Mädchen dir,
Was weinst du so früh?
Sag deiner Tränen Ursach mir!
Kann ich, so helf ich dir.“

„Ach, guter Herr“, sprach sie und sah
Mit trübem Blick ihn an,
„Du siehst ein armes Mädchen da,
Dem Gott nur helfen kann.“

„Denn, sieh dort, jene Rosenbank
Ist meiner Mutter Grab,
Und erst vor wenig Tagen
Sank mein Vater hier hinab.“

„Der wilde Strom riss ihn dahin,
Mein Bruder sah's und sprang
Ihm nach, da fasst der Strom auch ihn
Und ach, auch er ertrank.“

„Ich nun im Waisenhause bin
Und wenn ich Rasttag hab,
Geh' ich zu diesem Flusse hier
Und weine mich recht ab.“

„Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind,
Ich will dein Vater sein.
Du hast ein Herz, das es verdient,
Du bist so fromm, so fein.“

Er tat es, er nahm sie in sein Haus,
Der gute, reiche Mann,
Zog ihr die Trauerkleider aus
Und zog ihr schönere (andere) an.

Sie ass an seinem Tisch
Und trank aus seinem Becher satt;
Du guter Reicher habe Dank
Für diese edle Tat.

Der Verfasser des Liedes ist K. Fr. Lossius 1781. John Meier, KiV. 4 Nr. 21.
Krapp Nr. 18, Gassmann S. 176, Grolimund, Soloth. 14 Nr. 17.

8. Einst ging ich am Ufer der Donau einher.

Einst ging ich am Ufer der Donau einher (umher)
Und wollt' einmal sehen, ob mein Liebchen nicht da wär.
Sie ist ja schon verschwunden,
Sie ist ja nicht mehr da,
Es dunkelt schon von Ferne,
Der Abend ist so nah.

Einst saß ich in der Laube,
Ganz einsam sass ich hier.
Ach wäre doch mein Liebchen
Noch einmal bei mir. (Refrain).

Dort oben auf hohen Bergen,
Dort steht ein schönes Haus,
Dort schaut ein schwarzbraunes Mädchen,
Ganz traurig schaut's heraus. (Refrain).

Es sollen noch mehr Verse bestehen. Zuerst in Fl. Bl. aus den Jahren 1830—1840.
Verfasser? John Meier, KiV. 64 Nr. 399, Alemannia 15, 46, Krapp Nr. 67 und Nr. 71,
Erk-Böhme 2, 508 ff. Nr. 708, Marriage 186 Nr. 120, Köhler-Meier 47 Nr. 39b, Pfälzische
Volksl. 2, 49 ff. Nr. 184.

9. Kleine Blumen, kleine Blätter.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen sich mit leichter Hand,
Schöne, junge Frühlingsgötter, ja Götter,
Wandle du auf Rosenband.

Fühle, was mein Herz empfindet,
Reich mir zärtlich deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet, verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Jüngling, wenn ich einmal sterbe,
Und der Tod mein Auge bricht,
So pflanz du's auf meinem Grabe, ja Grabe,
Eine Blum Vergissmeinnicht.

Kommst du des Nachts beim Mondenscheine
Auf meines Grabes Hügel zu,
Aber Jüngling niemals weine, ja weine,
Sonst zerstörst du meine Ruh.

Es ist das bekannte Gedicht Goethes (gedichtet 1771), das als Volkslied im ganzen deutschen Sprachgebiete verbreitet ist. Vgl. John Meier, KiV. 31 Nr. 192, E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 177, Herrigs Archiv 98, 125 ff. (Bodensee), Gassmann 30 ff. Nr. 35, Erk-Böhme 2, 438 f. Nr. 626, Pfälzische Volksl. 1, 285 Nr. 145.

10. Wol ein einsam Röslein stand.

<p>Wol ein einsam Röslein stand Welk und matt am Wege, Von der Sommerglut verbrannt, Armes Röslein unbekannt, :: Welk und matt am Wege. ::</p>	<p>Kam ein Mägdlein her und sah Röslein an dem Wege; Röslein steht so einsam da, Sei getrost ich komme ja, :: Dass ich deiner pflege. ::</p>
--	--

Mägdlein sprang in schnellem Lauf
Zu der Quell' am Wege,
Treuft des Quellchens Tau darauf.
Röslein tat das Knöspchen auf,
:: Dankend holder Pflege. ::

Der Verfasser dieses Kunstliedes, einer Nachahmung von „Sah ein Knab ein Röslein stehn“, ist mir nicht bekannt. Vielleicht Müchler?

11. Soll ich dir mein Liebchen nennen?

Soll ich dir mein Liebchen nennen?
Röschen heißt das holde Kind.
Wollt ihr sie noch weiter kennen?
Ei, so horcht auf mich geschwind.
Sie hat Aeuglein wie zwei Sternlein,
Einen rosenroten Mund,
Und sie scherzt mit mir so gerne
In der kühlen Abendstund.

Gestern kam ein Herr gegangen,
Schmeichelt ihr ganz liebevoll,
Streichelt ihr die roten Wangen,
Sagt ihr heimlich leis ins Ohr:

„Komm mein Kind, ich will dir geben
Einen Beutel voll mit Gold,
Da kannst du's zufrieden leben,
Sei mir nur ein wenig hold.“

„„Nein mein Herr, ich müsst mich schämen;
Dieses bleib auch fern von mir,
Dieses Geld ihm abzunehmen,
Nein, mein Herr, ich dank dafür.
Ich bin arm und lieb nur einen,
Und ich liebe stets getreu,
Auf der Welt lieb ich sonst keinen,
Gute Nacht! Es bleibt dabei!“ “

Verfasser? John Meier, KiV. 82 Nr. 527, Krapp Nr. 225, Köhler-Meier 97 Nr. 95, Marriage 165 Nr. 107, Pfälzische Volksl. 2, 112 Nr. 227.

12. Wahre Freundschaft soll nicht wanken.

Wahre Freundschaft soll nicht wanken,
Wenn sie gleich entfernet ist,
Und dabei steht sie in Gedanken,
Was die entfernte Freundschaft ist.

Wo mag er sein, wo mag er stecken?
Ich ahne nichts von seiner Treu,
Mag wol mit andern Mädchen scherzen
Sein liebes, gutes Kind läßt er allein.

Eine Ader soll mir schlagen,
Wenn ich nicht an dich gedacht;
Für dich will ich Sorge tragen
Bis in die späte Mitternacht.

So lang der Weinstock Traube trägt,
Daraus fließt der süße Wein,
Und wenn der Tod mir nimmt das Leben,
So hör ich auf dein Freund zu sein.

(Es sollen noch mehr Verse vorhanden sein.)

Vor 1750 entstanden. Verfasser? John Meier, KiV. 83 Nr. 535, Lachmann, Ueberlinger Sagen, Gebräuche und Sitten, S. 294, Erk-Böhme 2,394 Nr. 568, Pfälzische Volksl. 1,261 Nr. 126. — Str. 3 Vers 1 lautet sonst: Keine Ader soll mir schlagen. Unsere Fassung bietet eine nicht uninteressante Verhörung.

13. Ach schönste mag man sehen.

Ach schönste mag man sehen (!)
Warum weinen sie so sehr,
Ein stolzer Offizier von deiner Compagnie,
Der hat mir's meine Ehr genommen,
Der hat mir's meine Ehr genommen.

Ach schönste mag man sehen (!)
Kennen sie den Herren nicht.
Der Reiter in der Mitt',
Der Reiter in der Mitt',
Seinen Fahnen tut er schwingen,
Seinen Fahnen tut er schwingen.

Bruchstück. Aus welchem Liede?

14. Trutz nit so.

:: Ei trutz nid so, ::
 Es chunnt a Zit, bisch wieder froh.
 :: Ei trutz nid so, ::
 Es chunnt a Zit, bisch froh.

:: Ei trutz nid so, ::
 Es chunnt a Zit, bisch wieder froh
 Und wie's die Buebe mache,
 Sin si bime Maidli gsi,
 So gön si heim go lache.

Und i ha trutzt und du hescht trutzt,
 Und's het üs beide nid viel gnutzt,
 :: Ei trutz nid so, ::
 Es chunnt a Zit, bisch froh.

Dieses „Trutzliedli“ bildet den Refrain zu dem Liede „Ach Gott, das druckt das Herz mir ab“ von Otto Roquette, John Meier, KiV. 2 Nr. 8, und tritt oft in dieser vereinzelter Form auf. Bender 82 Nr. 69, und als „Stumpeli“ zu „Mädchen, hast du Lust zu trutzen“ 244 Nr. 116, Erk-Böhme 2, 430 Nr. 615 (Schwarzwald), Pfälzische Volksl. 1, 276 Nr. 140, G. Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern (Zürich 1902), 102 Nr. 854 überliefert eine interessante Weiterbildung:

„Aenneli, mys Aenneli	Es chunnt denn eis es Zytelli,
Poch nummen nid eso;	De bisch denn minder froh.“

15. Abschiedslied.

Wie wird's mir so bang, wenn ich scheiden soll,
 Wie tuet's mir im Herze so weh;
 Weil ich's Liebchen, die Augen so tränenvoll,
 Dort drüben am Fensterli seh.
 Es schwenkt sein Tüchlein, es schwenkt und nickt,
 Hat tausend Küsse mir nachgeschickt
 :: Und flüstert ein stilles Ade. ::

Du Schifflein, das an der Caronestrand (Garonne),
 Du eilst in die wogende Flut,
 Und lässest mein Liebchen im weiten Land,
 Mein Liebling, so fromm und so gut.
 Leb wol, du Mägdlein, mit holdem Blick,
 Noch schaut ein treuer nach dir zurück
 Und flüstert ein stilles Ade,
 Auf Wiedersehn Liebchen Ade!

Behüt dich der Himmel, du Herzige mein,
 Gedenke in der Ferne auch mein,
 Und wär ich viel tausend Meilen weit,
 Mein Herz wird stets bei dir sein.
 Im Morgenrot, bei des Abendsgraun
 Werd stets dein liebliches Bild ich schau,
 Aufs Wiedersehn, liebs Liebchen, ade,
 Aufs Wiedersehn, Liebchen, ade.

Der Verfasser dieses Liedes ist Stefan Schütze 1818. John Meier, KiV. 53 Nr. 322, Bender 52 Nr. 46, Krapp Nr. 259, Pfälzische Volksl. 2, 242 Nr. 330.

16. Abschiedslied.

Die Zeit ist da,
 Die Stunde schlägt,
 Das Schicksal ruft geschieden.
 Noch einmal schließ ich fest dich an,
 So wandle du's in Frieden.

Die Leut sind schlimm,
 Sie reden viel,
 Das wirst du selbst schon wissen,
 Und wenn ein Herz das andere liebt,
 So tut's die Leut verdrießen.

Ich zieh mit Mut und Tapferkeit
 Dem stolzen Feind entgegen.
 Vielleicht wird mich ein harter Streich
 In Staub und Asche legen.

Der liebe Gott vom Himmel herab,
 Der alles tut regieren,
 Der Himmel und Erd erschaffen hat,
 Wird uns zusammenführen.

Glock I, 78 Nr. 39 (aus dem Amt Lörrach). Str. 2 und Str. 4 sind sehr beliebte Wanderstrophen.

17. Nun ade, jetzt geht's zu Ende.

Nun ade, jetzt geht's zum Ende,
 Schatz, komm reich mir deine Hände,
 Reich mir deinen Abschiedskuss,
 Weil ich von dir scheiden muss.

Vater, Mutter wollen es nicht leiden,
 Dass wir müssen von einander scheiden,
 In ein Land wo's besser, besser ist,
 Schatz, mein Schatz, vergiss mein nicht.

Warum soll's denn jeder wissen,
 Warum meine Tränen fließen
 Und mein Herz so traurig spricht:
 Schatz leb wohl und vergiss mein nicht.

Sollte einst der Fall geschehen,
 Dass wir einander nicht mehr sehen,
 Sehn's wir einander am jüngsten Gericht,
 Lebe, lebe wol und vergiss mein nicht.

Auf dem Grabstein kannst du's lesen,
 Dass ich dir bin treu gewesen,
 Treu gewesen bis in den Tod,
 Lebe, lebe wol an einem andern Ort.

Meier 235 Nr. 126, Bender 46 Nr. 40, Mündel 118 Nr. 112, Krapp Nr. 7 und 8, Erk-Böhme 2, 434 f., Köhler-Meier 69 Nr. 65 und 183 Nr. 177, Grolimund, Soloth. 33 Nr. 42, Pfälzische Volksl. 1, 282 ff. Nr. 142.

18. Ich habe den Frühling gesehen.

Ich habe den Frühling gesehen
 Und habe die Blumen geküsst,
 :: Und ins Grab ist mein Liebling gesunken, ::
 :: Und verstummt ist der Nachtigall Lied. ::
 Der liebliche Lenz ist geschwunden,
 Die Blumen sind alle dahin.

Zuerst nachgewiesen in Fl. Bl. zwischen 1830—1840. Verfasser? John Meier, KiV. 87 Nr. 561, Alemannia 25, 208 (Elsenzthal), Bender 182 Nr. 159, Krapp Nr. 143, Gassmann 70 Nr. 84, Erk-Böhme 2, 539 f. Nr. 739, Köhler-Meier 74 Nr. 69, Marriage 173 Nr. 111, Pfälzische Volksl. 2, 98 ff. Nr. 216.

19. Still und dunkel ist es wie im Grabe.

Still und dunkel ist es wie im Grabe
 Einsam und verlassen bin ich hier,
 Und den ich einst so heiß umschlungen habe,
 Hat das Schicksal jetzt getrennt von mir.

Missgeschick aus tausend Wunden bluten
 Um ein liebevolles, teures Herz,
 Kaum kann ich tragen, was man mir zumutet,
 Unbeschreiblich ist der Trennungsschmerz.

Einsam will ich hier im Stillen weinen,
 Beten, dass Gott meinen Wunsch erfüllt,
 Mit dir mein Liebchen, dich mich zu vereinen,
 O, dann ist mein Sehnen bald gestillt.

D' Friedermuetter in Reitbach bei Schopfheim sang dies Lied oft. Verfasser? John Meier, KiV. 83 Nr. 531, Marriage 157 Nr. 101.

20. Die erste Liebe, die kommt von Herzen.

Die erste Lieb, die kommt von Herzen,
 Die zweite Lieb, die brennt so heiß,
 Und o wie glücklich lebt das Mädchen,
 Das von keiner Liebe nichts weiß.

Du kommst mir aus meinen Augen,
 Doch nicht aus meinem Sinn.
 Du darfst mir die Wahrheit glauben,
 Dass ich in dich verliebet bin.

Vater, Mutter wollen's nicht leiden
 Schönster Schatz, das weißt du wol.
 Sag mir die gewisse Stunde,
 Wann ich zu dir kommen soll.

Ein außerordentlich beliebtes Liebeslied, das in der verschiedensten Form und mit mannigfaltigem Anfang vorkommt, z. B.: Stets (Ach) in Trauern muss ich leben,' vgl. Erk-Böhme 2, 523 ff. Nr. 722, Pfälzische Volksl. 2, 80 ff. Nr. 203, Mündel 50 Nr. 43, Tobler 2, 208 Nr. 27, auch Meier 127 Nr. 45 gehört zu dieser Sippe. — Alle drei Strophen sind sehr beliebte ‚Wanderstrophen‘.

21. Jetzt hab' ich noch ein' Taler.

Jetzt hab' ich noch ein' Taler,
 's ist all mein bares Geld.
 Dafür kauf ich mir Champagnerwein
 Von allerbestem Branntenwein
 Fideralala, fideralala,
 Versoffen muss es sein.

Und jetzt hab ich noch sechs Kreuzer,
 s' ist all mein bares Geld.
 Dafür lass ich mir waschen
 Meine Hosen und Gamaschen,
 Kaufe Wichs dazu, kaufe Wichs dazu
 Für meine Stiefel und Schuh.

Zu Haus hab ich ein Schätzel,
 Das ist wie Milch und Blut,
 Sie isst mit mir und trinkt mit mir,
 Sie schläft die lange, lange Nacht bei mir,
 Fideralala, fideralala,
 Sie hat mich ja so lieb.

Sie sagt, sie woll mich nehmen,
 Sobald der Sommer kommt.
 Der Sommer ist gekommen,
 Sie hat mich nicht genommen.
 Geh weg von mir, geh weg von mir,
 Ich schau dich nimmer an.

Bender 84 Nr. 72, Mündel 119 Nr. 113, Köhler-Meier 107 Nr. 105.

22. Hamburg ist ein schönes Städtchen.

Hamburg ist ein schönes Städtchen, sum, sum
 Weil es an der Elbe liegt, sum, sum
 Drinnen gibts noch hübsche Mädchen,
 Gibts noch hübsche Mädchen,
 Aber keini Jumpfere meh, sum, sum.
 Und es fällt mir so schwer,
 Aus der Heimat zu gehn,
 Wenn die Hoffnung nicht wär
 Auf ein Wieder-wiedersehn
 Lebe wol, lebe wol,
 Lebe wol, lebe wol auf's Wiedersehn.

Sassen einst zwei Turteltauben, sum, sum
 Sassen einst auf einem Ast, sum, sum
 Und wenn zwei Verliebte scheiden,
 Zwei Verliebte scheiden,
 So verwelket Laub und Gras, sum, sum.
 Und es fällt mir so schwer,
 Aus der Heimat zu gehn,
 Wenn die Hoffnung nicht wär
 Auf ein Wieder-wiedersehn.
 Lebe wol, lebe wol,
 Lebe wol, lebe wol auf's Wiedersehn.

Gassmann 77 Nr. 94, Erk-Böhme 3, 278 Nr. 1416, Köhler-Meier 84 Nr. 80, Pfälzische
 Volksl. 2, 271 ff. Nr. 314.

23. Hier ruht er mit Erde bedeckt.

Hier ruht er mit Erde bedeckt;
 Die Rosen die blühen auf seinem Grab,
 :: Ach könnt ich ihn wieder erwecken, ::
 :: Der einst die Rosen mir bracht. ::

O Vater, o Vater dort oben,
 Warum hast du's denn mir ihn geraubt.
 :: Es gibt ja der Jüngling so viele, ::
 :: Aber keiner für mich ist gebaut. ::

Verfasser?

24. Mein Häuschen steht im Grünen.

Mein Häuschen steht im Grünen,
 Von Freunden wohl bekannt,
 Von Sonn und Mond beschienen
 Und 's Bäumchen an der Wand.
 Die Störe (Star) pfeift voll Wonne,
 Die Schwalbe baut ans Dach,
 Beim ersten Strahl der Sonne
 Singt dieses Volk mir nach.

Ein edles Weib, das waltet
 Bei Haus und Gartentür,
 Sie ist so hübsch gestaltet
 Und herrscht mit holdem Sinn.
 Und um sie spielen Knaben,
 Gesund und rund und fein,
 Das muss mein Herz erlaben!
 Ich muss ja glücklich sein.

Auf Gottes weiter Erde
 Bin ich der reichste Mann,
 Und meine kleine Herde
 Macht, dass ich leben kann.
 Der Acker gibt mir Speise,
 Die Rebe gibt mir Wein.
 Drum will ich froher Weise
 Mich meines Lebens freun.

Der Verfasser der ersten Strophe dieses Liedes ist Tobler, nach Franz Fluri, Schweiz. Volks-Liederbuch (Bern 1848), S. 461.

25. Hat mich kein Meister lieb.

Hat mich kein Meister lieb,
 So lass er's bleiben.
 Wer weiß, ob's mir gefällt,
 Bei ihm zu bleiben?

In Lust, Lust leben wir,
 In Lust, Lust schweben wir.
 Und wer in Lust, Lust schwebt,
 Der ist mein Bruder.

Hat mich kei Schätzeli lieb
 So lass es bleiben,
 Wer weiß ob's mir gefällt,
 Ihm treu zu bleiben?

Bender 142 Nr. 124, Erk-Böhme 3, 443 Nr. 1626. Marriage 324 Nr. 225 (verweist auf Heines „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“).

26. Es wohnte ein Schuster bei Straßburg
an dem Rhein.

Es wohnte ein Schuster bei Straßburg an dem Rhein,
 Der hatte es Gesellen zu zweien bis zu dreien.
 Und der erste sprach: „Mir ist es gar nicht wol.“
 Der zweite war besoffen;
 Der dritte, der war voll.

„Wir wollen's dem Meister die Arbeit lassen liegen,
 Und wir wollen's ein wenig spazieren-zieren gehn
 Zum roten kühlen Wein,
 Wo's die schönen Mädchen stehn.“

Und als wir drei Gesellen zur Herberg sind gekommen,
 Da hat uns der Vater recht freundlich aufgenommen,
 „Seid's willkommen, seid's willkommen ihr Geselle-
 Was wollt ihr essen und trinken, [selle mein
 Was wollt ihr für ein Wein“.

„Wollt ihr einen sächsischen oder einen fränkischen?
 Und der sächsische Wein, das ist gar ein guter Wein.“
 „„Denselben wollen wir trinken
 Und dabei lustig sein!““

Und als wir Gesellen gegessen und getrunken,
 Da schickt uns der Meister sein lausiger Junge:
 „Ihr Geselle, wenn ihr nicht nach Hause-Hause kommt,
 Den Abschied sollt ihr haben in einer Viertelstund.“

Und als wir Geselle nach Hause sind gekommen,
 Da hat uns der Meister recht trutzig aufgenommen:
 „Und ihr scheint es mir ja rechte Geselle -selle zu sein,
 Zum Fressen und zum Saufen,
 Zur Arbeit hab ich kein.“

Da nahmen die Geselle die Felleisen auf den Rücken
 Und reisten bei Straßburg wohl über die Brücken.
 Da begegnet uns dem Meister sein Töchter-töchterlein:
 „Gesellen wollt ihr wandern,
 Allein kann ich nicht sein.“

Der erste, der nahm sie beim Zipfel-Zapfelröckelchen,
 Derzweite, der nahm sie beim Zipfel-Zapfelschürzechen,
 Und der dritte, der setzt sich oben, oben drauf.
 Da kommt der Meister gesprungen
 Und legt sein Schurzfell drauf.

Meier 175 Nr. 83, Krapp 77 Nr. 105, Erk-Böhme 3, 439 f. Nr. 1619, Köhler-Meier
 342 Nr. 330.

27. Jägerlied.

Wer jagen will, muss früh aufstehn,
 Muss sparen keine Ruh.
 Er nimmt sein Stutzer in die Hand
 Und eilt dem Walde zu.

Im grünen Wald spazieren gehn,
 Im grünen Wald auf hohe Berge,
 Allwo die schöne Sennerin
 Sucht ihren Aufenthalt.

„Ach Sennerin, liebste Sennerin
 Warum denn heut so früh?
 's ist noch kein Hirschlein auf der Wacht,
 's schläft alles noch in Ruh.“

Wenn ich mit Hörnlein blasen tu,
So laufens mir auf grüner Halde,
So laufens Hasen und Rehlein zu,
Durch Berg und tieferes Tal.

Im grünen Wald spazieren gehn,
Im grünen Wald auf hohe Berge,
Allwo die schöne Sennerin
Sucht ihren Aufenthalt.

28. Jägerlied.

Und jetzt nehm ich's meine BÜchse,
Geh 'naus in den Wald
Und schieß mir ein Hirschlein,
Sei es jung oder sei es alt.

Und das Hirschlein ist erschossen,
Und das Hirschlein ist erlegt,
Haben's drei oder vier Jäger
Im Walde erlegt.

„Ei du wunderschöner Jäger
Was machst du's hier?
Deine wunderschöne BÜchse,
Die nehm ich es dir.“

„„Meine wunderschöne BÜchse,
Die geb ich's dir nicht,
Wär ich nur vor dem Walde drau-
So fürcht ich mich nicht.““ [ßen,

„Jetzt mach ich's wie mein Vater'
Wie's mein Vater hat gemacht.
Wegen drei oder vier Jäger
Hat er gar nichts darauf gefragt.“

Und jetzt nehm ich' meine Feder,“
Steck sie oben auf mein Hut,
Und den Belzebub, den möcht ich
Der sie mir herunter tut.“ [finden,

Erk-Böhme 3, 326 Nr. 1468.

29. Sollt ich einem Bauern dienen?

Sollt ich einem Bauern dienen
Und mein Brot im Schweiß verdienen?
Bruder, nein, das mag ich nicht,
Einem Bauern dien' ich nicht.

Lieber will ich auf dem Felde
Mir verschaffen Brot und Gelde,
Wo man von der Waffe spricht —
Einem Bauern dien' ich nicht.

Sollt ich mich ins Handwerk stecken,
Als Gesell den Meister wecken,
Nein, das mag ich wieder nicht.

Lieber will ich bei Kanonen
Auf dem Feld in Zelten wohnen,
Wo's Geschütz wie Donner kracht,
Lieber Bruder, gute Nacht.

Kommt sogleich ein Kugelregen
Endet sich mit Donnerschlägen
Ueber unsre Häupter hin;

Umgehauen, umgeschossen,
Unsere Glieder fest umschlossen,
Das, was uns ergötzen kann,
Steht Dragonern trefflich an.

Waldhornisten, lasst euch hören,
Lasst euch eure Freud vermehren
Durch ein frohes Jubelschrei,
Morgen geht die Schlacht vorbei!

Meier 212 Nr. 109, Simrock 453 Nr. 294.

30. Wo sind die schönen Frühlingsstunden.

Wo sind die schönen Frühlingsstunden,
 :: Wo sind die Jugendjahre hin? ::
 Beim Militär sind sie verschwunden,
 :: Als wie ein Rauch sind sie dahin. ::
 Soldat heißt viel, wenn man's betrachtet,
 :: Er setzt sein Leben auf das Spiel. ::
 Um g'ringen Lohn wird er geachtet,
 :: Man stellt in frei aufs Schlachtfeld hin. ::
 Er muss bei Rauch und Pulverdampfe
 :: Als wie bei grausam finst'rer Nacht ::
 Bei blutigem Schweiß und hartem Kampfe,
 :: Bei Sturm und Regen auf die Wacht. ::
 Es weint der Vater und die Mutter,
 :: Weil sie ihr lieber Sohn verlorn. ::
 Es weint die Schwester um ihren Bruder,
 :: Weil er in Frankreich ist erfrorn. ::
 Napoleon will's noch nicht haben,
 :: Wenn schon ein ganzes Kriegesheer, ::
 Was übrig blieb, ließ er noch schlachten.
 Bei Belfort (vor 1870: Moskau) ändert sich das Spiel.

Köhler-Meier 325 Nr. 312.

31. Wir sitzen so fröhlich beisammen.

Wir sitzen so fröhlich beisammen
 Und haben einander so lieb,
 Wir erheitern einander das Leben,
 Ach wenn es doch immer so blieb.
 Es kann ja nicht immer so bleiben
 Hier unter dem Wechsel des Monds.
 Der Krieg muss den Frieden vertreiben,
 Im Kriege wird's keiner verschont.
 Jetzt kommen die stolzen Franzosen daher
 Und wir Deutsche, wir fürchten uns nicht,
 Und wir stehen so fest wie die Mauern
 Und weichen und wanken keinen Schritt.
 Und Napoleon, du Schustergeselle,
 Wie sitztest du so fest auf deinem Thron,
 Und in Frankreich regierst du so strenge,
 In Deutschland (vor 1870: Russland) bekamst
 du's deinen Lohn.
 Und hättest du niemals an Deutschland gedacht,
 Und hättest mit Frankreich den Frieden ausgemacht,
 Dann wärest du Kaiser geblieben
 Und hättest den allerschönsten Thron.

Der Verfasser dieses Liedes ist A. von Kotzebue 1802. John Meier, KiV. 14 Nr. 89, Alemannia 25, 223, Bender 107 Nr. 93, Mündel 195 Nr. 180, Krapp Nr. 81 und Nr. 263, Gassmann 122 Nr. 153, Grolimund, Soloth. 65 Nr. 80, Erk-Böhme 2, 164 Nr. 353, Köhler-Meier 302 Nr. 293, Marriage 209 ff. Nr. 138.

Alemannia 3. F. 1, 3.

8

32. In Böhmen liegt ein Städtchen.

In Böhmen liegt ein Städtchen,
Das kennt bald jedermann,
Denn all' die schönsten Mädchen
Trifft man da drinnen an.

In diesem kleinen Städtchen
Ist eine Garnison
Von hübschen, schmucken Jägern,
Ein ganzes Bataillon.

Und jeder dieser Jäger
Liebt sich ein Mädchen fein,
Und jedes dieser Mädchen,
Nennt sich ein Jäger sein.

Sie holten sich den Segen
Im elterlichen Haus,
Nachdem sie treu gedient
Und ihre Zeit war aus.

So lebten in dem Städtchen
Die guten Leute fort
Viel Jahre; denn die Jäger
Sie hielten treulich Wort.

Im Jahre neunundvierzig,
Da ging der Jammer los,
Da jammerten die Mädchen,
Da weinte klein und groß.

Zum Abmarsch ward geblasen
Hinaus zum blut'gen Krieg,
Zu streiten für den Kaiser,
Zu kämpfen für den Sieg.

Bei jedem Händedrücken,
Bei letztem Scheideblick
Ruft jeder: Lebe glücklich,
Wir kommen bald zurück.

Sie kommen nimmer wieder,
Sie bleiben immer fort,
Man hört auch keine Lieder
Und kein Kommandowort.

Am Tage bei Monttabler
Grub man ein tiefes (großes) Grab,
Da senkte man die Braven,
Die Tapfern all hinab.

Dort liegen sie beisammen,
Wol tausend an der Zahl,
Und schlafen, bis erschallet
Einst der Posaunenschall.

Dann blasen die Hornisten,
Die dort geblieben auch,
Dann heißt es aufmarschieren
Nach dem Soldatenbrauch.

Noch sieben sind am Leben,
Die kehren jetzt zurück
In die verlassne Heimat
Mit wehmutsvollem Blick.

Noch zwei Hornisten drunter,
Die blasen hell und laut;
Da freut sich jede Mutter,
Da freut sich jede Braut.

Sie drängten bis zum Tore,
Sie drängten sich hinaus,
Denn jede hofft zu finden
Den Langersehnten drauß.

Doch blass vor Todesschrecken
Die Hände reibend flehn,
Als sie das kleine Häuflein
Von Javaliedern(!) sehn.

Wo sind die andern blieben
Vom ganzen Bataillon?
Wir sind die sieben letzten
Vom ganzen Bataillon.

Krapp 124 Nr. 169, Erk-Böhme 3, 251 ff. Nr. 1383, Köhler-Meier 307 Nr. 297,
Glock 1, 136 Nr. 110.

33. Tief drin in den Vogesen.

Tief drin in den Vogesen
Wer stund uns da zu Wehr?
Held Werder ist's gewesen
Mit seinem tapfern Heer.

Er sprach: Heut gilt es! Kinder!
Zu halten festen Stand,
Zu siegen oder zu sterben
Fürs teure Vaterland.

Ja siegen oder sterben,
So jubelt Werders Heer.
Dem welschen Feinde weichen
Wir nie und nimmer mehr.

Sie stunden drei lange Tage
In dichtem Pulverdampf
Und kämpften wie die Löwen
Den blut'gen Riesenkampf.

Die Felsenwetter toben
Und wütend prast der Tod
Und brechend schaut manch Auge
Ins blut'ge Abendrot.

Die Schlacht die war geschlagen,
Errungen war der Sieg,
Der herrlichste von allen
In diesem heil'gen Krieg.

Tief drin in den Vogesen
Wer stund uns da zu Wehr?
Held Werder ist's gewesen
Mit seinem tapfern Heer.

34. Lumpeliedle.

Jetzt ha-n-i mi Schätzli scho lang nüme gseh,
Lang nüme gseh, lang nüme gseh,
Jetzt ha-n-i mi Schätzli scho lang nüme gseh,
Lang nüme gseh,
Bi der Nacht.

Wenn nume mi Schätzel en Hobelbank wär,
En Hobelbank wär, en Hobelbank wär,
Tät i dra hoble bis nüt meh dra wär,
Nüt meh dra wär,
Bi der Nacht.

Wenn nume mi Schätzel en Zuckerstock wär,
En Zuckerstock wär, en Zuckerstock wär,
So tät i dra lulle, bis nüt meh dra wär,
Nüt meh dra wär,
Bi der Nacht.

Wenn nume mi Schätzel en Figebaum wär,
En Figebaum wär, en Figebaum wär,
So würd i druf stiege, wenn er noch so hoch wär,
Noch so hoch wär,
Bi der Nacht.

Wenn numme mi Schätzel en Dudelsack wär,
En Dudelsack wär, en Dudelsack wär,
So würd i dra dudle, wenn er noch so groß wär,
Noch so groß wär,
Bi der Nacht.

Die erste Strophe dieses Liedes stammt aus einem bekannten Liede, das auch bei uns weit verbreitet ist (vgl. Meier 87 Nr. 10, Bender 63 Nr. 54, Krapp Nr. 144, Grolimund, Soloth. 26 Nr. 33, Köhler-Meier 146 Nr. 142, Pfälzische Volksl. 1, 224 ff. Nr. 506), an das dann Vierzeiler angetreten sind. Str. 1 (vereinzelt): Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern (Zürich 1902), 110 Nr. 907, Erk-Böhme 2 Nr. 1048. Str. 3: Züricher 102 Nr. 851. Str. 4: Meier 40 Nr. 220, Blätter des bad. Vereins für Volksk. 83 Nr. 31, Krapp S. 207 Str. 9.

35.

Ei umme drum umme, was chaiserlich isch,
 Min Schatz isch mer lieber, als 's Geld uf em Tisch.
 Als 's Geld uf em Tisch, als 's Geld in d'r Hand,
 Min Schatz isch mer lieber, als 's ganz badisch Land.

Blätter des bad. Vereins f. Volkskunde 83 Nr. 37. Zu Str. 2 vgl. Bender 49 Nr. 55.

Vierzeiler.

1.

„Andres wie gischt de Chäs?“
 „De Vierlig um e Grosche.“
 „Wenn de mer nid anderscht gischt
 So schlag der eins uf Gosche.“

2.

Ich esse, trinke und schlafe,
 Daneben ich noch schaffe,
 Was Kasperli mich heißt.

3.

Er ist klein und sie ist klein,
 Zuletzt gibts nur noch Münzern.

4.

Hoppa Liseli, lupf de Fueß,
 Wenn ich mit der tanze muess.
 Mit der tanze chan ich nit,
 Wenn d' de Fueß nit lupfe witt.

Bender 252 Nr. 17, Grolimund, Soloth, 86 Nr. 101 h, Erk-Böhme 2,783 Nr. 1036.

5.

I ha-n-en schöne Schatz,
 Er isch so schwarz wie-n-e Chatz —
 Jetzt isch er wyss wie Schnee,
 I wett, ich hett mim Schatz vo jeh.

6.

Gedenke nah, gedenke fern,
 Gedenke meiner oft und gern.
 Gedenke meiner noch im Grabe,
 Wie treu ich dich geliebet habe.

Beliebter Stammbuch-Vers.

7.

Wen ihr enander wänd
 So gänd enander d'Händ.
 Im Name des Gesetzes —
 Und so jetzt hetses.

8.

De-n-i so gern het,
 Isch so weit weg.
 De-n-i au gar nid mag,
 Gseh-n-i alli Tag.

Vierzeiler, der meist auch als Wanderstrophe in dem Liede „Wer lieben will, muss leiden“ enthalten ist. Vgl. Meier 94 Nr. 17 Str. 4, Blätter des bad. Vereins f. Volkskunde 80 Nr. 14, Bender 278 Nr. 41, Köhler-Meier 53 Nr. 47, Marriage 311 ff., Pfälzische Volkslieder 1, 277 ff. Nr. 141.

9.

O du blau's Augeli,
 Nur für di taugeni.
 Nur für di wär i recht,
 Wenn i di möcht.

Meier 8 Nr. 30.

10.

De Pfarrer macht d' Predigt,
 De Metzger macht d'Wurscht,
 De Glaube macht selig,
 Und de Häring macht Durscht.

11.

Lustig will mer ledig sin,
 's wird nid so lang währe,
 Bis siebene in der Wagle (Wiege) sin,
 Und drü drum umme pläre.

Grolimund, Soloth. 81 Nr. 99 Str. 1, 25 Nr. 32 Str. 5, Gundlach Nr. 917.

12.

O Genie von Gottesgnaden,
 Hat lange Bei und keine Waden.

13.

„Hoppersa und heiersa“
 Pfife die Vögel —,
 Lustig si d'Nagelschmied
 Sie chlopfe uf d'Negel.

14.

Wer im Heuet nicht gabelt,
 In der Ernt' nicht zappelt,
 Im Herbst nicht früh aufsteht, —
 Der schau, wie's im Winter geht.

Bender 256 Nr. 34.

Zum Auszählen.

15.

Einige, beinige doppel de
 Riffeli, räffeli, Nummer E,
 Hacket's Brot
 In der Not
 Bode, Pfanne, Kessel duss.

Böhme, Kinderlied und Kinderspiel Nr. 1729 a, Rochholz Nr. 237; Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern (Zürich 1902), 67 Nr. 487 ff. hat folgende Fassung:

Änige, bänige, doppelteh,
Tryffel, traffel, trummelmeh,
Acherbrod,
Sinn der Not,
Sinn der Pfanne,
Dussestanne.

16.

Eins, zwei, drei,
Magd hol' Wein,
Knecht schenk ein,
Herr sauf aus,
Du bist z'allererste draus.

Vgl. Züricher, Kinderlied 70 Nr. 515.

17.

Es soll einmal, anfangs des 19. Jahrhunderts, in einer Gemeinde einem Pfarrer eine Sau gestohlen worden sein. In seinem Schmerz über diesen Verlust wusste er sich nicht zu helfen und teilte ihn am Sonntag von der Kanzel herab der Gemeinde mit. Daraufhin soll der folgende Spottvers entstanden sein:

Schmier, Schmär, Schmalz,
De Pfarrer hätt si Sau verlore,
De Sigrist hätt si deheim im Salz.

18.

Hauspruch

aus Fahrnau, von einem abgebrochenen Hause:

Wer ein- und ausgeht zu der Tür,
Der soll gedenken für und für,
Dass unser Heiland Jesus Christ
Die beste Tür zum Leben ist.

Der Spruch steht auch heute noch an manchem Hause im Wiesental und der Umgegend, z. B. in Degefelden (Amt Lörrach).

Gebete.

I.

Wenn man vor dem Morgenessen im alten Kupferbecken die Hände wusch:

Ich wäsch mini Händ,
Befehle ich dir, lieber Herr Jesus Christ meine Händ,
Meine fünf Sinn,
Dass mich kein böser Geist überwind.
Im Namen Gottes des Vaters,
Des Sohnes und des hl. Geistes. — Amen.

Wenn die Hände abgetrocknet wurden, betete man:

Ach Gott und Vater mich bewahr',
 Dass mir nichts Böses widerfahr',
 Behüt mich lieber Herr Jesu Christ
 Vor allem, was mir schädlich ist.
 Ach Gott, du heiliger Geist, sei stets bei mir;
 Mein Leib und Seel befehl ich dir.
 Ach Gott, du heilige Dreifaltigkeit,
 Hilf mir durch deine Barmherzigkeit. —
 Amen.

II.

O du großer Gott erhöre,
 Was dein Kind gebeten hat,
 Jesu, den ich stets verehere,
 Bleibe ja mein Schutz und Rat.
 O mein Hort, du werter Geist,
 Der du Freund und Tröster heißt,
 Höre doch mein unschuldig Flehen,
 Amen, ja es soll geschehen.

III.

Neu lass uns diese Nacht empfinden
 Eine sanfte, süße Ruh,
 Alle Uebel lass verschwinden,
 Decke mich mit Segen zu,
 Leib und Seele, Mut und Blut,
 Vater, Mutter, Hab und Gut,
 Freunde, Feind und Hausgenossen,
 Sind in deinen Schutz geschlossen.
 Ach bewahre mich vor Schrecken,
 Schütze mich vor Ueberfahr,
 Lass' mich Krankheit nicht aufwecken,
 Treibe weg der Krieger Schar.
 Wende Feuer-, Wassernot,
 Pestilenz und schnellen Tod,
 Lass mich nicht in Sünden sterben
 Noch mein Leib und Seel verderben.
 Amen.

IV.

Wenn's Betzeit läutet:

Hinunter ist der Sonnenschein,
 Die finstre Nacht leucht stark herein,
 Ach Gott sei Dank, dass du den heut'gen Tag
 Vor schwerer Gefahr und mancher Plag,
 Auch deine Engel uns hast gestellt,
 Dass uns kein böser Feind nicht fällt,
 Vor Schrecken, vor Gespenst
 Behüt uns die Nacht, getreuer Gott,
 Und wann vorhanden ist das End,
 Nimm unsre Seel in deine Händ.
 Und uns alle Ewigkeit
 Teilhaftig deiner Herrlichkeit. Amen.

Neujahrswünsche.

I.

Ihr Höllengeister packet euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen,
Dies Haus gehört in Jesu Reich,
Lasst es ganz sicher schlafen.

II.

Ich wünsche euch zum neuen Jahr
Herr Jesum in das Herz;
Damit er euch bewahre,
Vor Sünden, Leid und Schmerz.
Ich wünsch euch Glück und Segen,
Gesundheit, Fried und Freud,
Doch wolle Gott euch geben
Die ewige Seligkeit.

III.

Ich wünsch Ine Glück zum heilige Neujohr,
Soviel als mein Verstand vermag,
Viel hunderttusig Glück und Heil
Und dazu auch der beste Teil.
Der lieb Gott, der will Ine gebe
Ein frisch gesundes langes Lebe.
Und wan ichs nicht recht gewünsche hab,
So bitt ichs mir ab
Und wünsch Ine nochemal
Ein glückseliges neues Jahr,
Dass Sie lang lebed und gsund blibed
und in Himmel chömed,
I wünschene, wassi mir selber wünschene.

Aus Wangen (am Untersee), schriftlich von einer „Neujahrswünscherin“ in Stein am Rhein erhalten. Ich füge ihn hier am Schlusse an, obwol er ja nicht aus dem Wiesentale stammt.

Beim Holzeinzug zum Fastnachtsfeuer:

Gend mer a Welle Strau,
Oder e-n-alti Frau
Oder e-n-alte Filzhuet,
's ischt alles zäme guet!

Sprachlich bemerkenswerte Kinderlieder der Saarbrücker Gegend.

Von **Friedrich Schön.**

Bei der im Jahre 1908 von mir veranstalteten Kinderliedersammlung des Saarbrücker Landes ist auch manches sprachlich Interessante zum Vorschein gekommen, wovon das Wichtigste im folgenden mitgeteilt sei. Zu bemerken ist noch, dass die Saarbrücker Mundart zum Rheinfränkischen gehört.

Interessant sind folgende Reime:

Endres, bendres, bubizi!
Was de nidd kanschd,
das will ich dich lehre.
Eise, bägger, tellerlegger,
Munk!
Klink, klank,
Gläschen aus!

Das Reimchen stellt wol einen Spottvers auf einen Tagedieb vor, der Andreas hieß. Bendres ist Spielerei auf Endres. Was bubizi heißt, ist mir nicht ganz klar. Dagegen heißt eise wol soviel wie Schreckgestalt (egiso). Munk ist wol das mhd. munc, das Murmeltier und übertragen Faulenzer bedeutet. Der Betreffende ist also als eine Schreckgestalt, ein Schlemmer und Faulenzer charakterisiert, wozu Klink, klank, Gläschen aus den Nachklang bildet.

Das Wort munc kommt noch in einem Kinderspiele vor, das in der Fassung des Topfkaufens in Saarbrücken die Variante der Spiele bildet, die Böhme unter dem Titel „Frau Rosen“ zusammen fasst. Es heißt darin bei der „Prüfung“:

Was haschde gess?
Griene Kress!
Was haschde getrunck?
Griene Mungk!

Munc ist hier wol ein Substantiv, das zu einem Verbum mingen = mengen gehört und muss wol soviel heißen wie „Mischung“.

Endlich noch ein schönes Wiegenlied, das eine nette Allitteration bietet:

Wî, wâ, hat Lâb getrâ,
Trät Leib unn Seel,
Trät nimmermê
Ke Lâb mê.

Uebertragen:

Wiege, Wage,
Hat Laub getragen
Trägt Leib und Seel
Trägt nimmermehr
Kein Laub mehr.

Die Wiege hat also, als sie als Holz sich noch am Baume befand, Laub getragen usw.

Die Alliteration Wigen, Wagen bildet auch den Anfang eines Wiegenliedes aus höfischen Kreisen (von Gottfried von Neifen), das Böhme in der Einleitung zu seinem Buche zitiert:

Wigen, wagen, gugen, gagen,
Wenne will ez tagen? usw.

So bietet das Saarbrücker Kinderlied manches Interessante. Ich hoffe in meiner wissenschaftlichen Ausgabe des Saarbrücker Kinderliedes, die zunächst für den praktischen Gebrauch erscheint, noch mehr des Anziehenden geboten zu haben.

Fastnacht im Elztal.

Von Fridrich Pfaff.

In seinem Werke „Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert“ (Straßburg 1900) hat Elard Hugo Meyer die badischen Volksbräuche umfassend und eindringend dargestellt. Er selbst hat es freilich im Vorwort ausgesprochen, dass keine Vollständigkeit erwartet werden dürfe: „der unerschöpfliche Lebensquell einer größeren Volksmenge kann selbst in das Becken einer geräumigen Darstellung nicht ganz gefasst werden“. Das hat vor einiger Zeit ein unberufener und unwissender Beurteiler der Tätigkeit unseres volkskundlichen Vereins „Badische Heimat“ übersehen und unser Tun für überflüssig erklärt, da E. H. Meyer doch längst alles gesammelt und veröffentlicht habe. Es ist leicht, diesen Unverstand zu widerlegen, besonders mir, der ich doch guten Anteil habe sowol an der Stoffsammlung, auf der Meyers Werk beruht, als auch an den Gedankengängen, die es mitteilt. Aber nicht etwa um jenen längst gerichteten Schriftsteller zu widerlegen, sondern um auch meinesteils einmal wieder aus dem „unerschöpflichen Lebensquell“ des Volksbrauchs zu schöpfen und zu bieten, will ich heute Neues aus Elztäler Fastnachtsbräuchen mitteilen, das doch auch die Sachkenner überraschen kann. Meinen Freunden von der Volkskunde in Baden ist dergleichen nicht unbekannt. In unsern

Vortragszusammenkünften zu Freiburg, in andern badischen Städten oder Landorten ist noch stets den zahlreichen Zuhörern aus Stadt und Land Neues in Fülle geboten worden, nach dem man sich in Druckwerken vergeblich umsehen würde. Mir selbst hat bisher noch immer die Zeit gemangelt, die meisten meiner so viel neuen Stoff und auch wol einige eigene, neue Gedanken enthaltenden Vortragsentwürfe zu auch für andere verständlichen, durchentwickelten und glattgefeilten Aufsätzen oder Büchern auszuarbeiten¹. Und wann wird diese Zeit vorhanden sein? Ich muss fürchten: am St. Nimmermehrstag.

E. H. Meyer behandelt S. 202—216 die Fastnachtsbräuche ziemlich ausführlich. Er schildert den Ausmarsch der „Hemdklonker“ in Konstanz; den jetzt verklungenen „Wohlauf“ am Fastnachtmontag zu Wolfach, bei dem die Narren in bunter Tracht mit allen möglichen Lärminstrumenten vom untern Tor durchs Städtle zogen, voran die Musikanten, mit dem Herold im weißen Hemd und weißer Zipfelkappe; das Umherschwärmen der „Blätzlebuben“, deren Kleider aus Tuchplätzlein in allen Farben zusammengesetzt sind; den Lauf der „Hansele“ in der Baar, mit ihrer holzgeschnitzten Maske und ihrer schellenbehangenen Narrentracht; den „Schnabelgiri“ mit seinem Storchschnabel. Das wagrecht laufende Rad mit den Fastnachtspuppen belegt er aus der Baar, aus Elcherheim (Rastatt) und Ersingen (Pforzheim). Er sagt (S. 204): „Ab nimmt bei Kehl die Auenheimer Burschensitte am Fastnachtmontag, dem ‚Schurti‘, mit Handspritzen, Häfen und Kübeln, alles im Dorfe zu ‚schuren‘, zu bespritzen. In Seebach (Achern) ist dieser Tagesname auf die davon Verkleideten, die ‚Schurti‘, übertragen worden.“

Ferner geht er über zum Narrengericht von Stockach mit seiner Narrentafel, dem Narrenbaum und dem Narrenbuch, zum Begraben der Fastnacht in Gestalt einer Stroh puppe und endlich zum Funkenbrennen und Scheibenschlagen an der alten Fastnacht, dem Sonntag Invocavit, oder an Laetare. Er erwähnt auch das Radwälzen, das früher auf der Rhön und an der Mosel, auch in Guttenbach (Mosbach) und Eiersheim (Tauberbischofsheim) üblich gewesen sei, „aber jetzt, auch in Baden, wol nirgends mehr vorkommt“ (S. 215). Allerdings wusste man bis vor kurzem nur, dass das Rollen des strohumflochtenen brennenden Wagenrads nur noch an Badens Grenzen, zu Langenbach bei Hirschhorn in Hessen, im größern Ulfenbachtal stattfindet. Unsere

¹ Wie etwa die Sage vom Ursprung der Herzoge von Zähringen in „Volkskunde im Breisgau“, Freiburg 1906.

Heidelberger Mitglieder haben mehrmals schon, so wie wir Freiburger nach Emmendingen, Müllheim, und Elzach, nach Langental ihren Fastnachtsausflug gemacht, wie es Eugen Fehrle in der „Badischen Heimat“ 1911, Heft 3/4, S. 50—55 beschreibt. Aber dass im lieblichen, wolbekannten Elztal, das so oft bei Ausflügen auf den Kandel und Hünersedel, nach Prechtal und hinüber nach Haslach, Hausach, Hornberg, oder Triberg durchwandert wird, noch sowol neben dem Scheibenschlagen die Sitte des Radrollens besteht, dass außerordentlich altertümliche Masken umgehen und ein Narrengericht abgehalten wird, das war unbekannt. Kluge, Meyer und ich wohnten so lange in Freiburg und hatten doch nichts davon erfahren, obwol ich einen großen Bekanntenkreis im eigentlichen Volk besitze und so manche Stunde im dumpfigen Dorfwirtshaus bei mangelhaftem Getränke zugebracht habe, um Stoff zu sammeln, Menschen kennen und begreifen zu lernen. Es ist sehr lehrreich, auf diese Weise zu sehen, wie viel um uns vorgeht, das wir nicht ahnen und wie gerade die Volksüberlieferungen sich durchaus dem verhüllen, der nicht fragt, nicht zu fragen versteht. Wie wenig weiß der sich so klug dünkende Städter vom Volk! Unendlich viel Schönes und Liebenswertes, Ergreifendes, Schreckliches und Grauenhaftes birgt sich unter dünner Decke, die oft nur ein Zufall lupft. Wer kann sich rühmen, trotz eines ein Menschenleben umfassenden vertrauten Umgangs das Volk, sein Volk, zu verstehn!

Dass das Scheibenschlagen neben Invocavit, dem „Funkensonntag“, auch an Lätare stattfindet, war bekannt. Ich habe in Vorträgen öfter auf die Treue der Überlieferung hingewiesen, die sich darin zeigt, dass der Sonntag nach Fastnacht noch die „alte Fastnacht“ genannt und gefeiert wird, obwohl mehr als 800 Jahre vergangen sind, seit Invocavit Fastenanfang war. In der Pfalz, im fränkischen Unterland ist Lätare, Mittfasten, der Rosensonntag, der Sommertag der wichtigste Tag der Fastenzeit. Hier finden die Sommertagsumzüge, die Lätarespiele statt, wie sie Albert Becker in seinen Pfälzer Frühlingsfeiern¹ geschildert hat und wie sie heute noch oder da und dort auch wieder geübt werden. Den Hergang beim Scheibenschlagen hat neben E. H. Meyer auch F. Lamey in unserer Festschrift „Volkskunde im Breisgau“ S. 45—50 dargestellt, der Emmendinger Scheibenspruch ist von mir in den Blättern des Bad. Vereins für Volkskunde

¹ Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz II, Kaiserslautern 1908, aus den Hessischen Blättern für Volkskunde VI, 3. Vgl. ferner F. Vogt, Scheibentreiben und Frühlingsfeuer in der Zeitsch. des Vereins für Volkskunde III, 1893, 349—369.

2, 30 abgedruckt¹. Als Eigentümlichkeit muss gemeldet werden, dass das Scheibenschlagen heutzutage sich noch mehr in den ehemals markgräflichen evangelischen, als in den vormals vorderösterreichischen katholischen Ortschaften des Breisgaus findet.

Dass das Radrollen auch noch zu Elzach im Elztal bei Freiburg geübt wird, erfuhr ich bei Gelegenheit eines Besuchs bei meinem Namensvetter, dem Herrn Bürgermeister Pfaff in Elzach. Bemerkenswert ist auch das zeitliche Übereinstimmen dieses Brauchs mit dem neckarländischen Sommertag. Man könnte demnach bei diesem vereinzelt Vorkommen wol an Verpflanzung aus dem Unterland her denken; doch habe ich hierüber nichts erfahren können, vielmehr wird der Brauch des Radrollens zu Elzach als uralt bezeichnet. Das Elztal verläuft von Oberprechtal bis Waldkirch in südwestlicher Richtung. Kurz unter Elzach mündet von Norden her der Biederbach in die Elz. Am Abhang der von beiden Wasserläufen umwinkelten Höhe, über welche die alte Straße nach Haslach ins Kinzigtal hinüberzieht, westlich gegenüber der auf hohem Rain sich erhebenden stattlichen Kirche von Elzach, etwa da, wo auf der topographischen Karte von Baden im Maßstabe 1:25 000, Bl. Elzach, ein Kreuz eingezeichnet ist, pflegt das Elzacher Scheibenfeuer zu brennen und von dieser Höhe herab fliegen die glühenden Scheiben zutal. Auch das Rad wird von dort herabgerollt. Wie bei Langental ist es ein Wagenrad, das mit Stroh umwunden und angezündet wird. Aber die Burschen halten es nicht an einer durch die Nabe gesteckten Stange und lassen es langsam und würdig den Berg hinabwandeln, sondern es ist, wie es Sebastian Franck in seinem Weltbuch² aus dem Frankenland schildert: Um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen es mit vollem Lauf in das Tal laufen, was gleich anzusehen ist, als ob die Sonne von dem Himmel liefe. So rollt das golden glühende Rad rasch den Berg herab, den Unebenheiten des Bodens folgend, bald sich hebend, bald sich

¹ Auch im Freiburger Adressbuch 1876 erzählt Otto von Eisengrein unter anderen Volksbräuchen das Scheibenschlagen. Eine gelungene poetische Bearbeitung enthält die hübsche Sammlung „Alemannia“ von F. L. Dorn und Gen. Lörrach, 1843, S. 49—53, mit Abbildung. Bei unserm Fastnachtsbesuch in Müllheim wurde das Gedicht von mehreren Knaben, die ihre Scheibenstecken und ihre Scheiben an einer Schnur angehängt trugen, mit verteilten Rollen sehr hübsch vorgetragen.

² Bekanntlich stützt sich Franck auf des Johann Böhm (Boemus) aus Aub an der Tauber Werk *De omnium gentium ritibus*. Vergl. Erich Schmidt, *Deutsche Volkskunde im Za. des Humanismus u. d. Ref.* Berlin 1904, *histor. Studien v. Ebering* 47. S. 60 ff. und F. Vogt, *Zeitsch. d. V. f. Volksk.* III, 369—372.

senkend. Eine goldne Spur, die lange nachglüht, lässt es am Berghang zurück. Es ist ein wunderbarer Anblick. Auf die vielen Freiburger Besucher alle machte er den gleichen großen Eindruck.

Dass dieser schöne Brauch, ebenso wie der des Scheibenschlagen und des Backens scheibenförmiger Gebildbrode, der Fastnachtsküchlein, auf eine alte Feier der Wiederkehr des Lichts, des Steigens der Sonnenscheibe hinweist, ist so wahrscheinlich, wie überhaupt ähnliche Deutungen zu sein vermögen.



Die Elzacher Schuddig.

Der andere zu schildernde Elzacher Fastnachtsbrauch führt uns in das Gebiet des Maskenwesens, der uraltesten und verbreitetsten Volksüberlieferung. Wer unbefangen das beigegebene Bild der Elzacher *Schuddig* betrachtet, kann wol glauben, dass es südamerikanische Indianer bei einem religiösen Maskentanze darstelle und dass der kleine weiße Mann in seiner Hanswursttracht ein unter die Wilden verirrtes Europäerkind sei. Wir hatten Gelegenheit, bei unserem Besuche der von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde veranstalteten volkstümlichen

Ausstellung in Basel eine Menge schweizerischer Masken zu sehen, die ebenso wie diese Elzacher Vermummten fremden Naturvölkern anzugehören schienen.¹ Diese Masken, die den Haupttrupp bei der Fastnachtsummerei zu Elzach ausmachen, heißen *Schuddig*. Ihre Tracht ist ein rotes Zottelkleid, besetzt mit lauter roten Läppchen. Auf dem Kopf tragen sie einen dreieckigen Strohhut, der ringsum mit klappernden Schneckenhäuschen besetzt und an den drei Ecken mit einem großen Büschel von weißen Papierstreifen geziert ist. Kopf und Nacken verhüllt eine Art Kapuze, das Gesicht eine bemalte Holzmaske, meist von ausgesuchter Hässlichkeit. Diese Masken, die zumteil alt sind und sich vererben, heißen *Mundle*, die menschlichen Fratzen nennt man *Langnasen*, die nach Art eines Bärenkopfes geschnitzten *Bäregfriss*. In der Hand hält der Schuddig einen Stock mit Schweinsblase. Am Fastnachtsonntag früh 5 Uhr beginnt das *Taganrufen*. 6 bis 7 Burschen in weißen Hemden, die mit roten und blauen Papierstreifen beklebt sind, mit zuckerhutförmigem spitzem Hut, bilden eine Gruppe. Voraus zieht der Tambur, der Wirbel schlägt, um die Schlafenden im Städtle zu wecken. Dann folgt der Nachtwächter in alten Kleidern mit einem großen Rüstenbart aus Hanf, altem Schlapphut, Spieß und Laterne. Mit ihm geht seine Frau in entsprechend schöner Tracht, ferner die Schuddig. Im Zuge mitgetragen wird der Mattendatscher, ein starker Stock mit schräg daran befestigtem Bret, das sonst zum Festschlagen der Matten dient, und das Narrenbuch. An verschiedenen Stellen wird Halt gemacht. Der Nachtwächter singt nach der Weise „Loset was i eu will sage“ folgendes Lied:

Steh auf, im Namen — hät i's g'wisst,
 Wer unter uns Narren der Hauptmann ist!
 6 Uhr ist schon längst vorbei
 Und wir Narren sind alle frei.
 Die Sonne steht hoch über den Wolken
 Un d'fule Mägd hän no nit g'molke.
 Jetzt kommt die liebe Fastnachtszeit,
 Die uns Narren all erfreut.
 Un wer no nit erstanden isch,
 Der weiß au nit, dass Fasnet isch.

¹ Aus der großen und weiterstreuten Literatur nenne ich besonders R. Andree in dessen Ethnograph. Parallelen, neue Folge, S. 107—165. Ferner: Maria Andree-Eysen, Die Perchten im Salzburgischen, Archiv für Anthropologie XXXI, 1905, S. 122—144. Am 10. Januar 1910 sprach in unserm Verein Herr Privatdozent Dr. Th. Koch-Grünberg über Masken und Maskentänze. Vgl. dessen Aufsatz „Die Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Vapura, Archiv für Anthropologie XXXII, 1906, S. 293—298 sowie das Werk „Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwestbrasilien 1903—1905“, Bd. 2.

Der Narr, der jetzt in Freuden lebt,
 Hat Weib und Kind vom Bett erhebt.
 Hört, ihr Mädchen, lasst euch sagen,
 Müsst mit keim Gescheiten wagen:
 Denn was der G'scheite hat getrieben,
 Das wird schon längst in der Wiege liegen;
 Das was aber der Narr getan,
 Das steht jeder Zeit wol an.
 Ihr Mütter, wenn der Narren Zeit rückt an,
 Hängt euern Töchtern Schlösser an.
 Und wenn der Narr den Schlüssel hat,
 So denkt daran, was er euch hat gesagt.
 Ihr Mädchen, nehmt euch wol in acht,
 Dass man euch keinen Tambur macht.
 Tralaho!

Alsdann wird der Mattendatscher als Pult aufgestellt, auf ihm das Narrenbuch aufgeschlagen, wozu der Nachwächter mit seiner Laterne leuchtet und nun werden von verschiedenen die Stücke, die das Jahr hindurch passiert sind, meist die dummen Streiche der Mädchen, in Gedichtform vorgetragen, wie sie im Narrenbuch stehn. Es ist also eine Art Narrengericht. Unterdessen belästigen die Schuddig durch Schläge ihrer Schweinsblasen und Anschwärzen mit Ruß die Zuschauer.

In Kappelrodeck an der Acher werden die am Fastnacht-Montag und -Dienstag umherschwärmenden Narren *Schudi* genannt, die Buben rufen ihnen nach *Schudjo!* Einer von den Narren erscheint in besonderer Kleidung, ganz mit gelben oder roten Läppchen behängt, er trägt eine Maske und eine Zipfelkappe mit langem Schwanz, sowie eine Gerte mit Schweinsblase. Er heißt der *Spättler*, von Spatt = Flick, Läppchen. Am Montag ziehen die Burschen mit Musik umher, sie tragen Dreispitzhüte, weiße Strümpfe, weiß und rot gespaltene Mutzen und großen Schlupf. Am Mittwoch wird der Schudi begraben, eine Puppe aus Stroh, die nach einem Umzug durchs Dorf über die Acherbrücke ins Wasser geworfen wird.

Im badischen Hanauerland heißt der Montag¹ nach Invocavit der Schurdi — während sonst der Aschermittwoch Schürtac genannt wird.² Die jungen Burschen begrüßen auf der Straße die vorübergehenden Frauen und Mädchen durch Wasserströme aus ihren Schuren, d. h. Spritzen. Man nennt das *Schuren*.

Es scheinen demnach von E. H. Meyer in seinem Badischen Volksleben, S. 204 und 501, zwei verschiedene

¹ Nach einer Mitteilung im „Badner Land“ 1910, Nr. 8.

² So auch im nachbarlichen Elsass, vgl. Chr. Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart. Straßburg, 1901, S. 315.

Dinge vermengt zu sein. Denn Schurtag gehört zu mhd. *schûr* = Hagel, Ungewitter und bildlich Leid, woraus sich einerseits die Bedeutung Aschermittwoch, d. h. Beginn der Fasten, und andererseits das „Schuren“ der Hanauer erklärt. Dagegen gehört *Schuddig* und *Schudi* zu dem Scheuchlaut *schû*, zu mhd. *schiech*, *schiuhe*, *schiuhen* und zu dem fränkischen *schûdern*, denen die Bedeutung des Schrecklichen, Schauerlichen, Schauderhaften innewohnt. Hebels Mundart nennt mit verschärftem Anlaut den Uhu *Tschuderihu*, in Seilers Basler Mundart finden wir *Tschudeli* = nachlässige Weibsperson und *tschudern* = schaudern, und im elsässischen Wörterbuch von Martin und Lienhart *tschäudlig* = tölpelhaft, *Tschuder* = dummer Mensch, *Tschäudi* = ängstlicher dummer Mensch, Trunkenbold, Weibsperson mit ungekämmten Haaren — ein leichtes Scheltwort. Offenbar ist der schweizerische Familienname Tschudi nichts anderes. So sehen wir denn die ursprüngliche Bedeutung in ihr lächerliches Gegenteil umgesetzt.

Bemerkenswert ist ferner die elztälische Bezeichnung der Maske *Mundle*. Ohne Zweifel ist das Mundloch, so wie kinzigtälisch *Prinzbe* = Prinzbach, *Erzbe* = Erzbach, *Hambe* = Harmersbach, *Milbe* = Mühlbach, mit starker Kürzung des tiefen und dadurch der Analogiewirkung entzogenen einfachen Loch, Bach. Es ist also ein Teil der Maske für das Ganze gebraucht, ebenso wie mhd. *mund* ja auch die ganze Person bedeuten kann und man heute Köpfe oder scherzhaft Nasen zählt. Tiefere Bedeutung gewinnt das Wort jedoch, wenn wir beobachten, dass bei den maskenfrohen Römern auch *os* Antlitz, Mund, Mündung, Loch und Maske bedeuten konnte, dass *larva* etwas mit offenem Munde ist und dass mlat. *masca* „Hexe“ bedeutet¹ und nach J. Grimm (Myth. 1036) zu lat. *masticare* gehört, also die kinderverzehrende Hexe, wie bei Plautus *manducus* = Popanz. Es scheint demnach durch die elztälische Bezeichnung der Maske eine ganz uralte Beziehung durchzublicken. Vielleicht hat der weitoffene stilisierte Mund der griechischen und römischen Theatermasken ursprünglich eine ganz andere Bedeutung als Verstärkung des Schalls, die man ihm gewöhnlich zuschreibt, wie denn überhaupt die Theatermaske ohne Zweifel als ganz altertümlicher Rest religiöser Überlieferung anzusehn ist. Bei den Römern waren die Lemuren, die Totengeister in Manen d. h. gute Geister und Larven d. h. böse Geister geteilt. Wenn nun *larva* auch „Geschöpf mit offenem Mund“ bedeutet, so darf man wol

¹ Im longob. Gesetz *striga quod est masca, striga quae dicitur masca*.
Alemannia 3 F. 1, 3

an den menschenverschlingenden, verderblichen, umgehenden Toten denken. Demnach stellen Larven und Masken mit weitoffenem Mund, Mundloch, den schrecklichen Totengeist selbst dar oder auch haben sie den Zweck, den Totengeist selbst zu verscheuchen, so dass man sich im Schutz der Maske des Lebens freuen kann. So findet man beide Eigenschaften vereint und vermischt, und so führt der ehemals religiöse Brauch des Maskentragens zur Fröhlichkeit der Maskenumzüge. Es sei noch darauf hingewiesen, dass die dunkeln Wintermonate eine Häufung volkstümlicher Festtage bieten. So 6. Nov. Leonhard, 11. Nov. Martin, 30. Nov. Andreas, 6. Dez. Nikolaus, 21. Dez. Thomas, 25. Dez. Christfest, dann Neujahr mit Sylvester und Stefans-tag, 6. Januar Dreikönig. Dann folgt Fastenanfang und Steigen des Lichts. Gerade in diese dunkle Zeit fallen die Maskenumzüge des Nikolaus- und Dreikönigstags, fallen die Zwölften, jene Tage, in denen von altersher bei uns sich göttliche oder gottähnliche Wesen sehen lassen, die Rauh-nächte und Losnächte, die scheulichen oder verworfenen Tage. Da erscheint das wütende Heer, Tote treiben sich in Gestalt von Werwölfen oder anderen wütenden Tieren (Bärenfriss) umher, man sieht Elfen und muss Speise für den Schratz hinausstellen. Die umziehenden Götterwesen waren teils freundlich und gabenspendend, teils schreckhaft und unheilbringend, wie Nikolaus und Klaubauf (Ruprecht), das Christkind und der Teufel. Bei Germanen wie bei Römern feierte man diese Zeit durch Umzüge vermummter Gestalten.

Ich kann das hier nicht verfolgen. Diese Andeutungen mögen genügen, um den richtigen Standpunkt zur Beurteilung auch der Elzacher Schuddig mit Mundle und Bärenfriss und des rollenden Feuerrads zu gewinnen.

Kurze Geschichte des Nonnenklosters Rheintal bei Müllheim.

Von Hermann Mölbert.

I.

Als die Nonnen des Klosters Rheintal von dem gleichnamigen Weiler nach Müllheim in ihr neues Heim übersiedelten, war das Interdikt schon wieder aufgehoben, welches der Papst im Jahre 1249 über die Stadt Neuenburg aussprach,

weil sie — eine freie Reichsstadt — dem vom Papste begünstigten Konrad I. ihre Tore nicht geöffnet hatte. So konnten sich 6 Jahre nach der Auswanderung der Zisterzienserinnen aus Altrheintal ein Teil der Sitzenkircher Benediktinerinnen in Neuenburg selber ansiedeln.

Von dem in der Stiftungsurkunde des Grafen Konrad von Freiburg zugestandenen Rechte des Güterumtausches machte die Äbtissin Hedwig schon 1256 Gebrauch, indem sie im Einverständnis mit dem Bischof von Konstanz und dem Grafen Konrad ihren Hof in Müllheim (*curiam dictam Belring sitam prope capellam Mülnhein*) und 2 Juchert Matten des Berthold von Lidringen, dem Mitunterzeichner der Stiftungsurkunde (*sita in pratis Mülnhein*) umtauschte gegen 2 1/2 Morgen Matten in Untermüllheim, die der Pfarrei Hügelheim gehört hatten. In Gegenwart des Vikars Hermann von Hügelheim, des „Engelbertus, sacerdos de Velperg“ u. a. wurde die Urkunde über diesen Tausch aufgesetzt und jetzt auch das Siegel des Klösterleins Rheintal daran gehängt: eine gekrönte Maria mit dem Szepter in der rechten Hand, dem Jesuskindlein auf dem linken Arme, dem Adler des Grafen von Freiburg darunter, wie er auf Konrads Wappen über dem Schilde auf dem Rosse schwebt, und um das Marienbild die Inschrift: „S. Abbatis. S. C. De Rintal.“ Die Schutzheilige des Klosters war also Maria, die Himmelskönigin, und der Graf von Freiburg war Schirmherr. Im Jahre 1262 überließen die Rheintaler Nonnen den Sitzenkirchern die „Holzmatte“ in Feldberg, ein Gehöft in der Erngupfe u. a. und erhielten von diesen dafür andere Güter. Beide Klöster waren nämlich über den Nachlass des Feldberger Priesters Engelbert in Streit geraten und stellten durch diesen Gütertausch den Frieden wieder her. Einen neuen Zuwachs durch testamentarisches Vermächtnis erhielt das neue Klösterlein, welches im alten Rheintal noch die 3 Rheintaler Höfe mit den dazu gehörenden Gütern und den Klosterwald Ebnet (etwa 60 Juchert) hatte, im Jahre 1273. Der gleichfalls in der Gründungsurkunde unterzeichnete Burkhard Welscher senior vermachte am 8. April genannten Jahres, nachdem er schon am 30. Januar eine ähnliche Urkunde hatte anfertigen lassen, die mit den Worten beginnt: „Quia labilis est hominum memoria“ zu seinem Seelenheil „omnia sua bona mobilia et immobilia debita, domos, ortos, pecora et alia bona omnia, quocunque nomine censeantur, exceptis bonis, quae olim filio meo dedi, religiosus in Christo abbati et conventui de tennebac et Abbissae et conventui in Rintal ordinis Cisterciensis dedi, donavi, tradidi libere et legavi pro equale habenda, utenda, possi-

denda proportione aequali.“ Da aber nach seinem Tode 1275 jedes Kloster die größere Hälfte für sich beanspruchte, entstand ein Streit über das Vermächtnis, den die Äbte von Präris und Lützel als Schiedsrichter schlichteten. Die Hauskapläne des Klosters werden, wenn sie in dieser Stellung mit Tod abgingen, wol nie etwas Nennenswertes hinterlassen haben, wodurch der Besitzstand des Klosters wesentlich hätte vergrößert werden können. Auffallend ist aber doch, wenn ein solcher Kaplan sein hinterlassenes vergängliches Gut nicht dem Kloster anvertraut, dessen Nonnen ihm als ihrem Seelenhirten zu seinen Lebzeiten ihr ewiges Seelenheil anvertraut hatten, sondern es „zu seinem Seelenheil“ einem andern Kloster vermacht. So tat einst „discretus vir sacerdos quidam Capellanus Sanctimonialium in Rintal“; er vermachte den Zehnten, den er im Auggener Ort und Banne innehatte, dem Kloster Tennenbach und Abt Hermann von Schuttern sprach ihn am 29. August 1293 auch diesem Kloster als eigen zu.

Obwol das neue Rheintal eigentlich ein recht spät geborenes Kindlein des Zisterzienserordens war, hätte es bei dem guten und verheißungsvollen Anfang, den es gemacht hatte, und bei dem Schutze, den es genoss, doch noch etwas rechtes werden können, wenn es nicht fortwährend in die Fehden Neuenburgs und in die Kriege des Grafen hineingezogen worden wäre. Das war eben der Nachteil des Umzuges von dem stillen, entlegenen Altrheintal unter den Schutz der Festungsmauern. Der neue Herr von Badenweiler und Neuenburg vergewaltigte in Neuenburg in der öffentlichen Stadtmetzig eine Frau gerade am Vorabend des Tages, an welchem ihm die Stadt Neuenburg huldigen sollte. Es war im Jahre 1272. Vor der Wut der Bürger flüchtete sich der Graf in seine Burg. Der Bischof von Basel, mit dem die Psiticher gegen die Sterner verbunden waren, versprach den Neuenburgern den erbetenen Schutz, Graf Heinrich aber fand in dem Grafen Rudolf von Habsburg einen starken Helfer. Weil sich der Markgraf auf die Seite des Neuenburger Grafen stellte, zerstörten die Neuenburger Bürger den Hof des Minnesängers Brunwart von Auggen, den dieser vom Markgrafen zu Lehen trug; die Basler Anhänger des Grafen aber zerstörten Sitzenkirch und der Graf selber verwüstete das von Sitzenkirch aus gestiftete Gutnau. In diesem Kriege wird auch das Kloster Rheintal bei Müllheim, obwohl es unter dem Schutze des Grafen und der Burg in Neuenburg stand, mittelbar oder unmittelbar manches zu leiden gehabt haben. Am 14. Januar 1298 stellten Graf Egeno von Freiburg und sein Sohn

Konrad dem Kloster Rheintal eine förmliche Urkunde über ihre Schutzherrschaft aus. Es heißt darin: „... reverendam in Christo abbatissam et conventum monasterii in Rintal iuxta Newenburg cum omnibus agricolis agros ipsarum colentibus, boves et oves earum et cum omnibus rebus earum usque ad finem belli nostri in nostram protectionem recepimus et recipimus . . .“ Ob die Nonnen in dieser Zeit auch schon Bürgerinnen von Freiburg waren, ist nirgends ersichtlich; in einer Urkunde vom Jahre 1415, die später angeführt werden wird, berufen sie sich auf dieses Bürgerrecht.

Die päpstliche Bulle, durch welche das Kloster Rheintal mit seinem Rechts- und Besitzstande bestätigt wurde, befindet sich in deutscher Übersetzung im Bezirksarchiv zu Kolmar. Die Urschrift ist, scheint es, von Avignon aus, etwa 100 Jahre nach der Neugründung des Klosters geschrieben, vorausgesetzt, dass dieser Bulle nicht schon andere päpstliche Bestätigungsbullen vorausgegangen sind. Jahreszahl ist keine angegeben. Am Schlusse des Schriftstückes stehen die Worte: „diese bülle bestetet das Kloster Rhintal mit sinen friheiten, gütern und zugehörung und daz man ouch nit zehen soll geben von iren gütern.“ Die deutsche Übersetzung der ursprünglich jedenfalls lateinisch geschriebenen päpstlichen Bulle ist nicht leicht leserlich, weil der Schreiber kein Künstler in seinem Fache war und weil die Schriftzüge an den durch das Zusammenlegen der Urkunde entstandenen Falten oft ganz oder fast unsichtbar sind. Den Hauptinhalt können wir aber gut wiedergeben ohne etwas Wesentliches wegzulassen. Der Anfang der Bulle lautet:

„Innozenz, Bischoff, ein Diener der Diener Gottes den lieben und in unserem Herrn Jesu Christ Töchtern, der Äbtissin des Klosters zu Rintal und den Schwestern, den gegenwärtigen und den künftigen, die da geistlich ordentlich Leben verheißten haben in demselben Kloster Heil und göttlichen Segen denen, die da geistlich ordentlich leben!“ Dann wird auf die Veranlassung der Bulle hingewiesen. Diese bestand in einem Gesuche des Klosters um „Beschirmung und Hilfe“ des Papstes gegen frevelhafte Überfälle und gegen gewaltsame Verhinderung der steten Religionsübung der „heiligen Geistlichen“. Dann heißt es: „Darum, ihr lieben Töchter und Kind in Christo, euerer gerechten Forderung und Bittung neigen und verhängen wir auch mildiglich und tugendlich und haben das Kloster und Münster unserer Frau Sankt Marien, der heiligen Mutter Gottes und Magd ze Rintal, konstanzer Bistums, in dem ihr geordnet

seid zu göttlichem Dienst, empfangen in Sankt Peters und unserer Beschirmung und Hut und festigen und wahren dasselbe Kloster mit Freiheit dieser gegenwärtigen Geschrift zu dem besten; so ordnen wir und setzen auf, dass der geistliche Orden ewiglich und ungeschwächt erhalten werde, der da nach Gott und Sankt Bernhards Regel und Ordnung und Aufsetzung der Brüder von Zitel (Citeaux) von euch empfangen und in dem vorgenannten, neuerem Kloster geordnet und aufgesetzt ist“. Sein Besitzstand wird dem Kloster für die Gegenwart und Zukunft durch folgende Sätze bestätigt: „Wir ordnen auch, dass alle, welcherlei Erbschaft oder Beszung es seien, und welcherlei Güter dasselbe Kloster bis jetzt oder hernach recht und redlich hat und besitzt von Billigung der Bischöffe oder von Gebung der Könige oder Fürsten oder von Beszung von Christenleuten oder mit anderen Rechten redlich Sachen gewinnen mögen, dass das euch und eueren Nachkommen stet, fest und ungeschwächt bleiben soll; unter denen wir diese Güter mit Namen nennen und versprechen: die Stätte, darauf euer Kloster und Münster gelegen ist, mit all ihrem Zugehörde, den Hof zu Ambringen und all seine Zugehörden, Erbe und Eigene zu Neuenburg, den Hof zu Schliengen mit all seinem Zugehörde, Erbe und Eigene zu Buggingen, Neuenburg und Bappenheim; und zu Freiburg Reben; und was ihr habt zu Hach an Matten, Wingarten, Acker, Feld, Holz, Wald und gewöhnlich Recht in Holz, an Feld, an Wasser, an Mühlen, an Wegen, an Pfaden mit all ihren Freiheiten“. Zehntfreiheit und Asylrecht werden dem Kloster durch folgende Bestimmungen gewährleistet: „Von eueren Gütern, die ihr von eueren Arbeiten habt und besizet vor der gemeinen großen Rotte der Christenheit und von denen, die ihr mit eueren eigenen Kosten bauet, von denen untzhar (bisher) niemand etwas genommen hat, oder von Gärten, Baumgärten, Fischentzen und von euerem Vieh soll niemand von euch Zehent heischen noch fordern noch mit Gewalt nehmen. Ihr sollt auch Urlaub haben zu empfangen Personen, die keines Herrn eigen sind oder die sich von ihrem Herrn ledig und frei gemacht haben und von der Welt flüchten wollen in euere geistliche ordentlich Gesellschaft und so ohne all männiglich Widerred bei euch haben.“ Zur persönlichen Sicherheit der Schwestern sagt die Bulle: „Wir wehren und verbieten, dass keine euerer Schwestern, so ziemlich, ausgehe aus dem Kloster nach der Zeit ohne eueres gemeinen Urlaubsbriefs Sicherheit“. Die Veräußerung des Klostergutes verbietet die Stelle: „wir wehren das strenglich, dass weder Land noch Gut noch derlei Gottes-

gaben, das euerem Münster und Kloster gegeben ist, jemand anderem sonderlich gegeben oder verändert werde, ohne Gunst und Willen eures Kapitels, gemeinlich oder des mehreren oder des besseren, würdigeren Teils“. Es folgen nun einige kurze Bestimmungen, von denen folgende angeführt sein sollen: „Darüber verbieten wir mit päpstlicher Gewalt, dass kein Bischof noch jemand anders euch zwingen, zu gehen zu ihrem Kapitel oder zu reden außerhalb eures Klosters oder mit euerem eigenen Gut oder dem, das ihr mit Recht besitzt, der weltlichen Obrigkeit untertan zu sein und es soll auch niemand getörre (sich unterstehen) zu eueren Häusern zu kommen, um zu weihen, Tag zu läuten oder Sachen herauszutragen oder bei Berufung gemein zu tun und es soll auch niemand eure ordentliche Erwählung eurer Äbtissin hindern. Und es soll sich auch niemand unterwinden in der Weise der Dinge, die aufzusetzen oder abzusetzen sind wider Statuta und Gesetz des Ordens von Zittel.“ Es folgt dann ein Abschnitt über die vom Bischof vorzunehmende unentgeltliche Weihe kirchlicher Gegenstände, über die Ungiltigkeit des bischöflichen Bannes über das Kloster, über Kirchenraub und Heiligtumsschändung. „Um Weihung eurer Altäre oder Kirche oder um das heilige Öl noch um die anderen christlichen Weihen soll euch niemand etwas aus Gewalt fordern oder heischen in dehein weyes (in keiner Weise); jeder Bischof eures Bistums soll euch die Dinge alle geben. Wo das nicht geschähe oder welcher Bischof des Bistums, darin euer Kloster gelegen ist, das nicht täte, möget ihr mit unserm Urlaub, welchen Bischof ihr wollt fordern und anrufen, der da hat Gnaden von päpstlicher Gewalt, der mag euch mit Verleihung unserer Gewalt und mit unserer Gewalt tun und geben, was ihr von ihm fordert und bittet. Ist es, dass der Bischof in euerem Bistum von Todes wegen oder wie es sich fügte, abginge, so möget ihr da, untz (bis) dass ein anderer Bischof erwählt und bestätigt wird, alle öffentlichen Rechte und Weihungen von den nächsten Bischöfen, die euch füglich sind, leidlich und freilich ohne alle Widerrede nehmen, doch also, daß darum nicht hernach euerem rechten Bischof sein Recht benommen werde, wenn er etwa auch in euer Bistum kommen ist. Nur von dem Bischof, der da hat Gnaden, wie wir gesprochen haben und Gemeinschaft mit dem römischen Stuhle und von dem ihr gute Kundschaft habt, der für euer Kloster ritte oder ginge, von dem möget ihr nehmen den Segen eurer Klosterfrauen und Weihung eures Messweins und eurer Messgewänder und eurer Altäre von päpstlicher Gewalt. — Wenn ein Bischof oder

Kirchherr wider euer Kloster oder euere Klosterfrauen, die da wohnend sind, oder wider euere Knechte, darum, dass sie den Zehnten, wie vorgesprochen ist, nicht geben, von eueretwegen oder von anderer Ursach wegen, oder wider die euch von päpstlicher Gewalt und Güte abgelaufen und gefreiet sind, oder wider die euch Hilfe und Steuer und Dienst tun mit ihrem Gut und Almosen oder euch helfen wecken zu den Zeiten, da ihr wecket oder anderläutet, den Bann gibt, so erkennen und urteilen wir, daß man ihn als einen Bann, der wider päpstliche Freiheit kund und geben ist, für nit soll haben. . . .“ „Und wollen auch nit, dass dieser Brief keine Kraft habe und jemand wider die Gnaden und Gaben der päpstlichen Freiheit tue; wir wollen mit väterlicher Sorgsamkeit künftighin noch für euch sorgen und verbieten mit päpstlicher Gewalt, dass niemand innerhalb euerer verschlossenen Klosterstätte oder euerer Kornhäuser getörre rauben oder stehlen oder brennen oder Blut vergießen oder jemand freventlich vachen (fangen) oder töten oder erschlagen oder keine Gewalt getörre zutun.“ Es folgt nun noch einmal eine Bestätigung der Freiheiten und des Besitzes des Klosters unter Betonung der päpstlichen Obergewalt in den Worten: „Wir festigen auch und bestätigen mit gegenwärtigem Geschrift alle Freiheiten, die von unserem vorderen römischen Bischof euerem Orden verliehen sind, und bestätigen auch Freiheiten und Ausgenommenheiten, mit denen ihr gefreiet seid wider frevel gewaltig Fordern aller Leute und jeder weltlichen Gewalt, die euch von Königen und Fürsten oder die Freiheiten, die euch von anderen Christenleuten bescheidenlich gegeben sind. Wir ordnen und wollen auch, dass niemand euer vorgenannt Kloster freventlich beraube noch sein Gut abnehme, denn das soll ganz und ungeschwächt erhalten werden: zu Brauch und zu Wissen denen, welchen die Güter zur Miete und zu ihrer Notdurft und Aufenthalt verliehen sind; doch dass dem päpstlichen Stuhle seine Gewalt allewegen vor uns behalten sei.“ Die Bulle schließt mit dem Fluch über diejenigen, welche ihre Bestimmungen übertreten und stellt denjenigen zeitlichen und ewigen Segen in Aussicht, die dem Kloster wolwollen. „Wenn nun jemand, er sei geistlich oder weltlich, hiernach mit Wissen wider diesen Brief unserer Ordnung freventlich täte zu dem andern oder zum dritten Mal, es sei denn, dass er seine Missetat und Schuld mit ziemlicher und gerechter Genugtuung ablege und bessere, so soll er mangeln und beraubt sein seiner Würdigkeit und seiner Ehre und soll bekennen sich selber bußwürdig vor dem göttlichen Gericht von seiner unrechten Missetat wegen

und soll beraubt sein des allerheiligsten Fronleichnams und Blutes Gottes und unseres Herrn Jesu Christi, unseres Erlösers, und in dem jüngsten Gericht soll er unterworfen sein dem strengen Urteil des obersten Richters. Aber allen denen, die derselben Stätte ihr Recht behalten, sei der Friede unseres Herrn Jesu Christi und sie empfangen hier die Frucht guter Werke und Getaten und von dem strengen Richter den Lohn ewigen Friedens. Amen. Ich, Innozenzius, Bischof der heiligen Christenheit.“

Es erhebt sich nun die Frage: welcher von den dreizehn Päpsten, die den Namen Innozenz tragen, ist hier gemeint? Es können natürlich nur diejenigen in Betracht kommen, welche zwischen 1255 und 1488 auf dem Stuhle Petri sassen, also die Päpste von Innozenz V an, dem Nachfolger Gregors X, im Jahre 1276, bis auf Innozenz VIII (1484—92), der sich gern Vater des Vaterlandes nennen ließ, der aber nur wegen der Menge der Bastarde, die er in den Vatikan mit brachte, nach der Meinung des Volkes auf diesen Ruhmestitel Anspruch hatte und von dem der Volkswitz den Vers gereimt haben soll: „Octo Nocens genuit pueros totidemque puellas, hunc merito poterit dicere Roma patrem.“ Wir hätten also zwischen vier Päpsten mit dem Namen Innozenz die Entscheidung zu treffen. Diese wird uns ermöglicht durch einen Blick auf die übrigen Unterschriften der Bulle. Sie ist nämlich noch unterzeichnet von drei Bischofskardinälen, zwei Priesterkardinälen und fünf Evangeliarkardinälen. Der zweite unter den drei Bischofskardinälen trägt den Namen „petrus albaness“. Anders kann der Name nicht gelesen werden. Aber welcher Innozenz hatte einen albaness zum Bischofskardinal? Die deutsche nicht gerade gute Übersetzung der lateinischen Bulle oder gar Abschrift der Übersetzung schreibt manche Worte nur nach dem Gehör oder nach der volkstümlichen Aussprache, so z. B. redet sie von der Eptischin, von Döchtern und Schwöstern und schreibt bepschlich, bestetiket, neschten (nächsten), üch (euch). Es ist daher anzunehmen, dass auch der Name albaness dem Gehör und der schlechten Aussprache nach zu Papier gebracht worden ist und dass es eigentlich Albornoz heißen soll. Unter dem Nachfolger Klemens VI. in Avignon, Innozenz VI. (1352—62), der zuerst durch den Schankwirtssohn und Abenteurer Cola di Rienzo vergebens die im Kirchenstaate herrschende Anarchie bekämpft hatte, arbeitete dieser tatkräftige Kardinal Albornoz als päpstlicher Legat in Rom an der Wiederherstellung der Ordnung mit solchem Erfolge, dass Papst Urban V. (1362—70), der Nachfolger Innozenz' VI. unter dem Jubel der Be-

völkerung im Oktober 1367 seinen feierlichen Einzug in Rom halten konnte; freilich nötigten neue Unruhen den Papst im Jahre 1370 nochmals zur Verlegung seiner Residenz nach Avignon, von wo der päpstliche Stuhl erst 1377 wieder dauernd nach Rom übersiedelte. Das Original der Bulle wäre demnach in dem Jahrzehnt 1352—62 verfasst. Wer aber der darin genannte „vordere römische Bischof“ war, der dem Orden und Kloster schon Freiheiten verliehen und Schutz zugesagt hat „wider frevel gewaltig Fordern“, lässt sich aus dem mir zur Verfügung stehenden Urkundenmaterial nicht ersehen oder schließen. Doch ist zu vermuten, dass es einer der in Avignon residierenden Päpste gewesen ist, welcher den besonders in Frankreich heimischen Zisterziensern Freiheiten zugestand und diese auch den Rheintaler Nonnen zugut kommen ließ. Darüber, aus welcher Zeit die im Bezirksarchiv zu Kolmar aufbewahrte deutsche Übersetzung stammt, wage ich nicht einmal eine Vermutung aufzustellen. Das Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald zahlte für den päpstlichen Schutz jährlich einen sogenannten Byzantiner nach Rom, St. Blasien einen Goldgulden, von einer ähnlichen Abgabe Rheintals für die Schutzherrschaft des Papstes ist zwar aus den Akten nichts zu ersehen, doch wird auch Rheintal eine solche geleistet haben, wenn sie auch, dem Besitzstand des Klosters entsprechend, geringer war als diejenige wohlhabenderer Klöster.

Trotz päpstlicher Bullen und Freiheiten kam Rheintal nie recht in die Höhe. An Frauen, welche die *Vita monastica* als die höchste und vollkommenste Stufe des Lebens ansahen und mit Meister Eckhard von Straßburg sagten: „Die Hochzeit vom Leben, das ist schauendes Leben“, fehlte es auch zu der Zeit nicht, wo da und dort schon ziemlich stark reformatorische Luft wehte, besonders von den Waldensern her. Die einen traten freiwillig, die andern gezwungen ins Kloster und taten Profess. Eine suchte hinter den Klostermauern ein unglückliches Leben zu vergessen, eine andere wollte hier ihrer schuldbeladenen Seele den Frieden wieder zurückgewinnen, den die Welt nicht geben konnte. Vielen war es wol heiliger Ernst mit dem Vorsatz und mit der Hoffnung, ihrem Gott im Kloster besser dienen zu können als draußen im Lärm des Tages. Andere wieder nahmen nur deshalb den Schleier und das klösterliche Gewand, um der Leibeigenschaft und Zucht ihres Herrn zu entfliehen oder um im Kloster vor dem Spotte der Welt über ihre Gebrechen eine Zuflucht zu finden. Rheintal zählte auch eine Anzahl Adelliger unter seinen Insassen, teils als Äbtissinnen, teils als einfache Klosterfrauen.

Ums Jahr 1343 treffen wir darin an eine Margarete von Hach, deren Schwester an Hans Küffer in Neuenburg verheiratet war und deren Bruder dort 1358 und 59 den Posten eines Bürgermeisters bekleidete; der alte Adel derer von Hach hatta schon seit 100 Jahren den alten Glanz verloren und Margarete gehörte, scheint's, einem Meiergeschlechte an (Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch I, 504). Um 1400 wird Anna von Dürrenbach, um 1408 Nese von Neuenfels als Äbtissin genannt; auch die letzte Äbtissin vor der Umwandlung des Frauenklosters in ein Mönchspriorat war eine Adelige: Elisabeth von Bruck.

Das geringe Einkommen des Klosters trug offenbar viel dazu bei, dass es zu allen Zeiten nur ein kümmerliches Dasein führen konnte und hinter Sitzenkirch oder Günterstal weit zurückstehen musste. Ich weiß nicht, wie es kam und seit wann es so war, dass die Nonnen von den Gütern im alten Rheintal keinen Zins mehr bezogen. Ein Aktenstück des Generallandesarchivs in Karlsruhe führt eine Urkunde vom Jahre 1428 an, darin es heißt, dass „die ältesten und erbarsten von veltperg und gennenbach“ es beschwören könnten, „daß alle die güter, die gen alten Rheintal in den Hof gehören, den Herren von münster gen Öchein (Auggen) zehenden söllent; ußgenommen 4 jucharten acker und matten und ein zweitel Acker, liegen ze alten Rintal und etlich güter liegen zem alten Rintal im ettern, die sollent nit zehenden gen Öchein.“ Solche Abgänge einerseits werden dann wol durch Schenkungen von anderer Seite wieder ersetzt worden sein. So schenkte noch, nicht so lange vor dem Ende der Äbtissinnenwirtschaft die Konventsfrau Agnes von Waldkirch dem Kloster einen Zins von dem Haus zum hohen Turm in der vorderen Wolfshöhle zu Freiburg; aber 1486 wollten die Erben des verstorbenen Schuldners Johann Oberried den Zins nicht mehr zahlen, so dass die Äbtissin Elisabeth von Bruck den Grafen Konrad von Freiburg bevollmächtigte und bat, im Gerichtswege die Weiterbezahlung dieser Gült durchzusetzen. Andere Zinsen und Gefälle wurden dem Kloster unverkürzt und ohne Murren bezahlt. So haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln, dass der Vogt von Müllheim jährlich auf Martini pünktlich seine 7 Pfund Rappen dem Kloster abgeliefert hat für ein Haus mit Hof zu Badenweiler; im Jahre 1400 quittierte ihm die Äbtissin Anna von Dürrenbach selber dafür. In der Rechnung der Herrschaft Badenweiler steht auf Seite 22: „Item, i han geben den nunnen von rinthal drig Zins alli jahr VII Pfund rappen ab der Herrschaft zu Badenwiler uf sant marthinstag.“ Wieder eine regelmäßige Einnahme. Die Äbtissin

konnte sogar dem immer geldbedürftigen Grafen von Freiburg soviel vorstrecken, dass dessen Schuld an das Kloster im Jahre 1399 105 Pfund Rappen betrug (Sievert, Geschichte der Stadt Müllheim, S. 402). Die Nonnen werden dem Grafen, der in Freiburg nicht einmal seine Wirtshausschulden bezahlen konnte, nur mit Zögern und mit dem Gefühl: wir sehen es nicht wieder, Geld vorgestreckt haben, aber sie konnten ihrem Schirmvogt, wenn er seine Not klagte, die Bitte nicht gut abschlagen. Nach einem Kaufbrief des Bürgers „henny alt“ zu Sulzburg im Generallandesarchiv bezogen die „frowen von rintal“ „12 schilling rappen von „ain matten, lit in dem fliederbach und stoß ainthalb an den almeinenweg, anderhalb stoß sy an der frowen brüel“. Dagegen prozessierte Rheintal mit dem Sulzburger Kloster wegen eines Zinses von 2 Pfund Pfennigen vor dem Stadtrat zu Freiburg. Es handelt sich dabei um das Haus des Clewin Alenstich, das an der oberen Kirchgasse lag. Am 14. Februar 1390 war „die geischliche frowe die Selegereterin des Klosters zu Ryntal in desselben Klosters statt“ vor dem Schultheiß zu Sulzburg erschienen und hatte sich das Haus des Clewin Alenstich und den Zins von 2 Pfund Pfennigen in Gegenwart der Richter zuschreiben lassen. Am 11. März 1415, Montag nach Laetare, erschienen vor dem Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg in der Ratsstube „der erbar Herre, bruder Gotfried, Bichter der ehrwürdigen geistlichen frowen der eptissin und des Konventes des klosters ze Rintal, unser Burgerin, an desselben Klosters statt mit vollem Gewalt“ und „der erbar Herre bruder Richart“, Prior und Bevollmächtigter der Sulzburger Klosterfrauen, der Meisterin und des Konventes. Bruder Gottfried klagte, „daß die frowen von Sulzberg die frowen von Rintal sumptent und irrrent an etzlichen Gütern zu Sulzberg, darob sy 2 Pfund Pfennig geltz gewonlicher Nuwenburger ze Zinse hättent und die sy vor Ziten gekauffet hättent von Clewin Alenstich, einem burger ze Sulzberg nach beweisung eines Briefes mit der stette ze Sulzberg ingesigel besigelt; dieselben 2 Pfund geltz sü by funffzig jahren innegehept und genossen habent, unversprochen, und auch dieselben güter, darob sü den Zins hantt, mit dem gericht ze Sulzberg an sich gezogen hantt nach beweisung zweier rechtsbriefen die darum vor unserem Rate gelesen wurdent, und getruwete, daß die frowen von Sulzberg seine frowen von Rintal an den gütern ungesumpt lassen sölltent.“ Dagegen „rett“ bruder Richard: „Die frowen von Sulzberg sumtent die frowen von Rintal an iren gütern nit; die güter, darob sü meyndent 2 Pfund geltz ze habende, da wäre die eigenschaft der güter des

gotzhuses ze Sulzberg und wärent dinghöffig; hätte da jemand ab den gütern verkouffet, da getruweten die frowen von Sulzberg nit, daz ihnen daz an ihrer eigenschafft deheinen schaden bringen sollte.“ Zum Beweise, dass die umstrittenen Güter zu ihrem Dinghof gehörten, zeigten die Sulzburger Nonnen „einen latinen friheitbrief, der wiset, daz vor Ziten der allerdurchluchigest fürste und Herre, Kung Otto, römischer King löblicher gedächtnusse, demselben gotzhuse ze Sulzberg alle die eigenschafft, so er hatte in dem tal ze Sulzberg, gegeben hätte mit allen nutzen, rechten und Zugehörden“. Da also die Güter ihr Eigentum seien, gehöre ihnen auch der Zins davon. Darauf „rett“ Gottfried: Die strittigen Güter lagen aber „ze Sulzberg in der statt“, während der angezogene Freiheitsbrief des Königs Otto nur von dem „tal ze Sulzberg“ rede; ferner habe Rheintal den Zins und die Güter solange schon unwidersprochen gehabt, der Rat solle den Rheintaler Frauen als Freiburger Bürgerinnen zu ihrem Rechte verhelfen. Als der Anwalt der Sulzburger Nonnen darauf nochmals seine oben angeführten Behauptungen wiederholt hatte, urteilte der Rat: „machent die frowen von Sulzberg kuntlich in 14 nächten vor unserem rate, daz die Güter in ihren Dinghof gehörtent und die eigenschafft inen zugehöre, so soll harumb in irem Dinghoffe beschehen, das recht ist; machent sü aber das nüt kuntlich, so söllent die frowen von Rintal bi ihren Zinsen und bi den gütern bliben, als sie die mit urteil und mit recht ze Sulzberg an sich gezogen hantt.“

Eine vollständige Zusammenstellung der Einkünfte des Klosters Rheintal im 14. und 15. Jahrhundert ist wegen Mangel an zureichenden Quellen nicht möglich. Sie werden manchem Wechsel unterworfen gewesen sein, so dass auch bei den Nonnen, wie einst bei dem Apostel Paulus „satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden“ einander ablösten. Dass die Einkünfte klein waren, kann man auch aus der Angabe der „Taxatio ecclesiarum et beneficiorum in diocesi Constantiensi“ sehen, aus welcher Steuereinschätzung wir u. a. auch erfahren, dass das damalige Dekanat Neuenburg 336 Mark 1 Pfund Denare Steuer nach Konstanz zahlte. In diesem aus dem Jahre 1353 stammenden Steuerregister ist Sitzenkirch mit 48 Mark, Bürgeln mit 62 Mark eingetragen; von Rheintal heißt es (siehe Freiburger Diozesanarchiv V): *Monasterium sanctimonialium in Ryntal ord. Cisterc. habet VIII marc.*

Eine ungedruckte Erzählung Hebels für den Rheinländischen Hausfreund.

Mitgeteilt von Karl Obser.

Bei der von dem Antiquariat K. L. Henrici im Januar d. J. zu Berlin veranstalteten großen Auktion von Autographen und Stammbüchern hat Geh. Hofrat Prof. Dr. *M. Rosenberg* für seine Badischen Sammlungen neben einer wertvollen, umfangreichen Korrespondenz Joh. Peter Hebels mit dem Heidelberger Pfarrer Wolf auch den handschriftlichen Entwurf des Dichters zu einem für den „Rheinländischen Hausfreund“ bestimmten Beitrage erworben.¹⁾ Die hübsche kleine Erzählung, der, wie die Schlussworte andeuten, auch eine bildliche Darstellung des Vorgangs beigefügt werden sollte, behandelt die Siegesfeier nach der Völkerschlacht bei Leipzig. Sie ist in dem Kalender, für den sie geschrieben war, nie erschienen und bis heute unbekannt geblieben. Ueber die Gründe, aus denen die Veröffentlichung unterblieb, lassen sich verschiedene Vermutungen äußern. Es mag sein, dass die Bemerkung, man habe wegen angeblicher Siege oft Viktoria geschossen, wenn man sonst kaum mehr Kanonen übrig gehabt, in Karlsruhe im Hinblick auf die jüngste Vergangenheit empfindlich berührte und von der Zensur, der sie unterlag, beanstandet wurde. Aber auch ein Anderes ist wol denkbar. Wie wir wissen, wurde im Herbst 1814, als der Kalender für 1815 schon gedruckt war, der Verkauf plötzlich untersagt, weil eine der Erzählungen: „Der fromme Rat“ unverständlicherweise Anstoß erregte, Hebel selbst aber wurde dann durch die kränkende Maßrege¹ bestimmt, sich von der Herausgabe zurückzuziehen. Auch als Mitarbeiter hat er zum Jahrgang 1816 nur noch zwei Beiträge beigesteuert. Andere mögen ungedruckt in der Mappe liegen geblieben sein, auch dann, als er 1819 vorübergehend noch einmal die Redaktion des „Hausfreundes“ übernahm. Vielleicht hat aus ähnlichen Gründen die Erzählung, die hier folgt, ihr Schicksal geteilt. Sie lautet also:

Noch nie ist so from und rührend, ja so herrlich und vornehm, seit dem das menschliche Herz zu beten weiß, ein Sieg gefeiert worden, als bei Leipzig am 19. Oktober 1813 der Sieg der Allirten über die Franzosen. Der geneigte Leser mache sich auf etwas schöneres und vornehmeres gefaßt als auf klingende Feldmusik und Canonensalven, mit welchen dem lieben Gott der den Sieg verleiht — es ist noch die

¹⁾ Katalog V Nr. 1061.

Frage ob ihm eine sonderliche Ehre damit angethan wird, und ob er viel darauf halten kann, zumal wenn mans mit der Siegesfeier nur vor den Leuten bemänteln und so zu sagen verduschen will, daß man geschlagen ist, und fast nimmer viel Kanonen mehr übrig hat, als gerade diejenige, aus welcher man Viktoria schießt. Der Hausfreund will zwar nicht behaupten daß es schon da oder dort geschehen sey. Aber soviel hat keinen Zweifel, daß das gerührte Herz zum Beten und zur Andacht nicht absolut die Canonen nöthig hat. Denn als der kayserlich-österreichische Feldherr Fürst Schwarzenberg am dritten Tag aus der Schlacht geritten kam und seinem Monarchen in Gegenwart des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen die Meldung tat, daß der Sieg gewonnen, und das Heil von Europa errungen sei, da zog Gott das Herz und das nasse Auge des Kaisers zu sich gegen den Himmel auf, und alle drei Monarchen, Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm, verließen also bald die Pferde legten Hut und Waffe weg, knieten auf bloßer Erde und unter des Himmels Zelt vor dem Herrn der Heerscharen nieder und schämten sich vor ihren Generalen und gemeinen Soldaten nicht, from zu seyn und demüthig im Glück, wie sich etwa da oder dort eher ein Amtmann schämen mag oder ein Schreiber, oder auch wohl ein Kriegshauptmann oder der das Fähndlein trägt. Vielmehr die ganze Generalität und alle Soldaten, als sie dieses schöne Beispiel sahen, ergrif es ebenfalls ihr Herz, daß sie gleichermaßen abstiegen und sich auf die Knie niederwarfen, aber sie feierten weniger den Sieg, als die Frömmigkeit und das Gebet ihrer Monarchen. Es ist niemand schuldig zu wissen was die Kaiser und der König dem lieben Gott gesagt haben, ja ob sie in Worte und in Gedanken zu fassen vermochten, was ihr hochbeglücktes Herz gefühlt hat. Aber als sie wieder aufgestanden waren umarmten sie sich und sagte einer zu dem andern: „Gott ist mit uns“, nemlich — weil er unsere Waffen gesegnet hat, und laut erscholl es durch alle Reihen in deutscher, russischer und ungarischer Zunge wie ein tausendfache (sic!) Echo! „Gott ist mit uns“ — nemlich — „weil wir so gottesfürchtige Regenten haben“, und die Engel vom Himmel herab lächelten daß ihnen diese Siegesfeier wohlgefalle, und daß es dem also sey. Die Soldaten aber wurden selbigen Abend mit Brod und Wein erklecklich gelabt, und der Hausfreund sieht ein par Gulden auch nicht an, die es ihn diesmal mehr kostet, daß er die Vorstellung dazu auf einem halben Bogen gibt.

Briefe des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach über die Erziehung seines Sohnes.

Mitgeteilt von Hauptmann Edgar Frhrn. v. Rotberg, Karlsruhe

Nachstehende Briefe stellen einen kleinen Teil eines umfangreichen Briefwechsels dar zwischen Markgraf Friedrich Magnus und seiner Gemahlin und dem Freiherrn Leopold Melchior von Rotberg, dem Hofmeister und Erzieher ihres zweiten Sohnes Christoph. Viele von diesen teils deutsch, teils französisch, teils aber auch in einer drolligen Mischung beider Sprachen geschriebenen Briefe zeugen von dem großen

Vertrauen und der Wertschätzung, die Rotberg genoss und dem beinahe freundschaftlichen Verhältnis zwischen dem Fürstenpaar und dem Leiter der Erziehung, aber vor allem auch von der peinlichen Sorge der hohen Eltern für die Charakterbildung und eine in jeder Hinsicht tadelfreie Lebensführung des jungen Prinzen.

Leider ist die Mehrzahl der Briefe der Mutter nur bruchstückweise leserlich, wogegen die von der Hand des Markgrafen stammenden durchweg in großen, festen, klaren Zügen geschrieben sind. Zur Erläuterung mögen folgende Personalnotizen dienen: Markgraf Friedrich Magnus von Baden-Durlach regierte von 1677—1709; während des französischen Krieges wurde er 1688 genötigt, nach Basel zu gehen, während die Franzosen seine Residenz Durlach und noch andere Städte zerstörten und sein Land verwüsteten. Von 1699 ab residierte er auf der Augustenburg bei Grötzingen oder in Pforzheim, musste sich aber im spanischen Erbfolgekrieg wieder nach Basel begeben. Er war mit Augusta Maria von Holstein-Gottorp vermählt.

Sein Sohn, Prinz Christoph, war der jüngere Bruder Karl Wilhelms, des Gründers von Karlsruhe. 1684 zu Durlach geboren, studierte er von 1696 ab in Lausanne und Genf und machte bis 1702 größere Reisen ins Ausland; dann widmete er sich ganz dem Heeresdienst, zog mehrmals ins Feld und war zuletzt Generalwachtmeister des schwäbischen Kreises. Er starb 1723.

Leopold Melchior von Rotberg, der Empfänger der Briefe, war 1673 zu Bamlach, Amt Müllheim, geboren und wurde am 1. September 1696 zum „Kammerjunker und ex speciali commissione Hofmeister“ des damals zwölfjährigen Prinzen Christoph ernannt. Eine noch erhaltene, viele Seiten umfassende Instruktion des Markgrafen bezeichnete bis ins Kleinste die Ziele der Ausbildung und Erziehung seines Sohnes, die, bei Licht besehen, nach ganz modernen Grundsätzen erfolgen sollte. Leopold Melchior von Rotberg war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann, reich an Bildung und von hervorragenden Charaktereigenschaften. Er trat später in den unmittelbaren Dienst des regierenden Markgrafen Karl Wilhelm, Christophs älteren Bruders, wurde dessen Hofmarschall und Freund, und als anlässlich der Grundsteinlegung des neuen Karlsruher Residenzschlosses — am 17. Juni 1715 — der Hausorden der Treue gestiftet wurde, wurde Rotberg zum ersten Ordenskanzler ernannt. Er war es auch, der der damaligen Rotberg-Gasse (jetzigen Adlerstraße) zu Karlsruhe ihren Namen gab. 1716 trat Geheimrat von Rotberg in Hessen-Kasselsche Dienste über, wurde Minister und

Abgesandter an verschiedenen Höfen und endete sein an Erfolgen, Ehren und Auszeichnungen reiches Leben 1736 zu Wildbad, woselbst er in der Stadtkirche beigesetzt ist.

I.

A Basle, le 31. Octobre 1696. — J'ay bien reçu Monsieur la lettre que vous m'avez escrit et je suis fâché que christophe ne veut pas faire son devoir c'est encore un enfant qu'il ne connoist pas encore son bien, et je connois fort bien les peines qu'il faut employer pour cela c'est pourquoy je vous prie de n'oublier point aucun soign et de le chastier ou par douceur ou par rigueur s'il ne veut pas se ranger pour la priere et autre estude, car il le faut encore traiter en enfant qu'ils veulent estre corrigé toujours estudier la dessus avec Zigler et j'espere avec la Grace de Dieu que ma priere sera exaucée je ne luy écris pas cette fois tout expres car Madame le fait et si vous le croyer apropos je le feray encore car je ne veux pas un Enfant qu'il soit desobeisant, je vous le recommande encore sous vostre bonne conduite et me repose tout entierement sur vous vous assurant que vous m'en obligerer infiniment et que j'en seroy Monsieur tout entierement à vous
Fridr. Magnus.

II.

A Basle le 20 fevrier 1697. — Monsieur. Sur vostre lettre du 16^{me} de ce mois je reitere seulement mes advertissemens precedants, que vous prenniez bien garde a Geneve, si peut estre pendant cette guerre la il y arriroit quelque changement dangereux d'en tirer de bonne heure mon fils, aussy qu'il ne S'avance pas trop sur la chasse où la promenade, dont il se pourroit attirer quelque danger. Souhaite au reste que le séjour de Geneve vous soit autant agreable que profitable et suis Monsieur tout à vous
Fridr. Magnus

Saluez mon fils et Mentzing Ziegler de ma part.

III.

A Basle le 3^{me} Mars 1697. — Monsieur. Vostre lettre du 26. du mois passé m'ayant appris l'heureuse arrivée de mon fils à Geneve m'a donné bien de la joye. Et comme il s'y plait j'espere que cela contribuera aussy qu'il y profite bien et je voudrois bien, Monsieur, que vous m'informiez un peu des ses progres tant en ses etudes et exercices qu'en la langue françoise; du reste je suis Monsieur tout à vous
Fridr. Magnus

IV.

A Basle le 3 Avril 1697. — Mon fils Charle Gouillaume Monsieur revinst hier de vous, luy et tous ces gens ne me peuvent asser tèmoiner combien mon fils Christoffle à profité sous vostre conduite je ne puis assez vous exprimer ma joye que j'en resens j'ay à vous en tesmoigner ma Satisfaction toute et reconnoissance toute entiere vous priant de continuez avec vos Soigns et de croire que je ne serois jamais ingrat des biens que vous faites à mon fils Dieu le benisse toujours et vos Soigns et croyer Monsieur que je suis tout à vous
Fridr. Magnus

P. S. saluer mon fils et Zigler de ma part et leurs en tesmoigner ma satisfaction.

V.

Monsieur. Ich habe mich resolviert meines Sohnes Lbd. wider zurück nacher Basel kommen zu laßen, Welches ich dem Herren darum Wissend machen wollen, daß Er S. L Sachen zu solchem ehisten abzug praepariren und selbig auff die Zeit, Wann Meiner gemahlin Lbd.

Alemannia 3 F. 1, 3.

10

solches bequem gefunden haben und bestimmen Werden, ohnverzüglich ins Werck setzen könnet, Und Wie dieselbe Wohl eine Zeitlang, biß nemblich Ich dero Weiteren verschickung halben mich resolvieren kan, in Basel Verbleiben Werden; Alßo ist mein Will und meinung, daß Sie indessen zu Basel Ihro Studien und Exercitien fleißig zu Continuirem nicht ermanglen sollen. Dem Jung Kaltenthal kan der Herr frey stellen, ob Er mit herauß gehen, oder noch länger bleiben Wolle, womit ich in erWartung des sicheren erfolgs allezeit Verbleibe. Grötzingen den 1. Septris 1698. Monsieur tout à vous

Fridr. Magnus

Christoph grüße Er von meinet wegen.

VI.

Monsieur Mir gereicht zu sonderbahren gefallen waß derselbe wegen meines geliebten Jüngeren Sohnes fernerer education Vorgestellet hat. Ich will aber vor allen Dingen einen bericht von S. L. qualitäten Vernehmen, und mich darauff mündlich weiter berichten laßen um einen soviel mehr sicheren Schluß faßen zukönnen, wie für das künfftige alles anzustellen. Dißmahl laße ichß allein dabey bewenden, daß ich dem Herrn meine beharrliche WohlgeWogenheit bestens versichere. Grötzingen den 17. octob. 1698. Monsieur tout à vous

Fridr. Magnus

P. S. Wäre mir insonderheit lieb Wann der Herr seine meynung und gedenken, wie meines Sohns Lbd. weiter zu underweisen, etwaß ausführlicher entwerffen, und mir mit ehistem Vorgängig übersenden wollte.

VII.

Monsieur. Mir hat der President von Gemmingen mit der relation von Meines Jüngern Sohns Lbd. bißherigen progressen nicht geringe freude gemacht, und bin ich denen so dieselbe befördert, und darunder vornehmlich auch dem Herrn zu gnädigem Dank sehr verbunden. Wie ich aber deß Herrn Vorschlag wie und welchergestalt Er nemlich Vermeyne daß ich fürtherhin mit S. Lbd. Zuverfahren habe in particulari und zu meiner alleinigen nachricht erwarte; Alß verlange ich dieselbe mit ehister möglichkeit allhier zu sehen und wolle demnach sich der Herr dazu dergestalt richten, damit ich S. Lbd. hiernächst zusehen und bey mir zubehalten gelegenheit bekommen möge. Indebßen verbleibe ich demselben zu gnädiger Willenserweisung stäts wohl gewogen. Datum Grötzingen den 24. octob 1698. Monsieur tout à vous

Fridr. Magnus.

VIII.

Monsieur. Ich beziehe mich in antwort auf sein jüngstes Vom 7. Okt. Welches erst bey jüngster post erhalten, Lediglich auff mein Voriges, Worin ich geschrieben, daß ich meines Sohns Lbd. je eher je lieber bey mir zusehen Verlange, des tags halben aber etwas gewißes zubestimmen Will mir darum nicht dienlich fallen Weilen die unbeständigkeit des Wetters mir genugsamb bekant, und meiner gemahlin Lbd. dießfallß die dispositon am besten machen kan, alß dero ich meine intention sowohl dießer Reiß alß auch des Printzen Communion halber außführlich geschrieben, Welche mich auch so wohl im einem alß anderm zu Vergnügen, Von selbstem bedacht sein Wird, dem Herrn aber verbleibe zu gnd. Willens erweißung stäts Wohlbethan. Datum Pfortzheim, den 14ten Novembris 1698. Monsieur tout à vous

Fridr. Magnus.

Fischpreise im 17. und 18. Jahrhundert.

Von H. Stromeyer.

Insbesondere infolge der zahlreichen Fasttage, die strengstens eingehalten wurden, war der Bedarf an Fischen in den vergangenen Jahrhunderten wie anderwärts so auch am Oberrhein äußerst stark; es wird deshalb nicht selten vorgekommen sein, dass das Angebot der Nachfrage nicht genügte, da bei den damaligen Verkehrsverhältnissen der Bezug von Seefischen natürlich nicht in Frage kam. Es ist deshalb leicht erklärlich, dass die Gemeindeverwaltungen der Orte, an denen Fischer ansässig waren, diesen die Verpflichtung auferlegten, ihren Fang jeweils in erster Linie ihren Mitbürgern anzubieten, bevor sie ihn anderweitig absetzten.¹⁾ Vielfach durfte der Verkauf — wol der besseren Kontrolle halber — bis zu gewissen Tagesstunden nur an festbestimmten Plätzen stattfinden. Diese Anordnungen zu treffen waren die Magistrate meist um so eher befugt, als es fast immer Gemeindefischwasser waren, in denen die Fischer ihrem Gewerbe nachgingen. Die erwähnten Beschränkungen blieben aber häufig nicht die einzigen. Vielfach stellte nämlich die Ortsbehörde auch Taxen auf, in denen die Preise vorgeschrieben wurden, zu denen die einzelnen Fischarten verkauft werden mussten. Dem Umstand, dass eine Reihe derartiger Taxordnungen erhalten sind, verdanken wir die Möglichkeit, heute noch feststellen zu können, welche Arten von Fischen damals den Rhein bevölkerten, in welchem Preisverhältnis sie zu einander standen und demzufolge auch, welcher Beliebtheit sie sich erfreuten.

Nachstehend werden zuerst zwei aus dem Jahr 1599 stammende Taxordnungen aufgeführt, deren erste der Rat von Neuenburg den dortigen Fischern aufzwang und die besonders deshalb auf Widerstand stieß, weil nach ihr der Fischverkauf nach Maß und Gewicht stattfinden sollte, wobei die Fischer wol nicht ebenso wie bei der Abgabe nach freier Schätzung ihren Vorteil zu finden erwarteten, während die andere die Preise für die von den Untertanen der Herrschaft Heitersheim „nach hoff“ zu liefernden Fische festsetzte.

¹⁾ Vgl. des Verf. „Zur Geschichte der Bad. Fischerzünfte“, Karlsruhe 1910.

I. (Neuenburg).

Erstlich ein Maß groppen (Grundeln)	10 β	
Ein Pfund Hecht	2 β 6	stebler
„ „ Barben	2 β 6	„
„ „ Schuebfisch	7 β	
„ „ Naaßen	1 β 4	„
„ „ Bachfisch	1 β 4	„
„ „ Esch (Aeschen)	2 β 6	„
Ein hundert Sälmling (junge Salmen)	12 β	
„ „ Neunaugen	5 β	
„ Maß Weiß	1 β	

II. (Heitersheim).

- „Salmen“ zur Maiens Zeit und davor 5 β
nach dem Mai dritthalb oder
2 Bazen, je nach Gelegenheit.
- „Lachs“ jedes Pfund um 5 oder 6 Kreuzer,
je nach Gelegenheit.
- „Sälmlinge“, wenn sie in ziemlicher
Größe, fürs Hundert 10 β
Und wenn sie klein sind, die
Maß lauter Sälmling auch um 10 β
- „Hächt“ klein, „Karpffen“, „Bresamen“ (Brachsen oder
Brassen), „Barben“ und „Bersich“ (Barsche)
jedes Pfund um 1 Bazen 2 ♁ .
- „Schuebfisch“ das Pfund um 9 ♁ .
- „Nasen“ jedes Pfund um 7 ♁ .
- „Grundtle“, so lauter und keine anderen kleinen Fische
darunter sind, die Maß p. 5 Bazen.
- Kräftige „Pfellen“, „Weißfisch“ und was dergleichen ist,
jede Maß per 5 Bazen.
- „Ähl“ (Aale) werden bei dem Augenmaß nach Billig-
keit verkauft.

Außerdem war bestimmt, dass den Weibern der Fischer bei der Ablieferung ein Trunk und ein Stück Brot „nach gestaltsame“ mitgeteilt werde.

Beinahe gleichlautend der Neuenburger Taxe ist die Breisachs, die der dortige Magistrat etwa 2 Dezennien später, im Jahre 1618, in Kraft setzte, nachdem die Fischerordnung von 1612 schon bezüglich der Karpfen bestimmt hatte, dass das Pfund, was zweipfündige und kleinere Fische seien, 14 ♁ , was aber über zweipfündig, um 16 ♁ verkauft werden solle.

III. (Breisach).

Ein Maß „Kropp oder grundtlen“	10 β	
Ein Pfund „Höcht“	2 β	6 stebler
„ „ „Barben“	2 β	6 „
„ „ „Nasen“	1 β	4 „
„ „ „Bachfisch“	1 β	4 „
„ „ „Äsch“	2 β	6 „
„ hundert „Sälmlinge“	15 β	
„ „ „Neunauggen“	5 β	
„ Maß „Weißfisch“	2 β	
„ Pfund „Salmen“	6 β	8 „
„ „ „Lachs“	3 β	4 „
„ „ „Bradtfisch“	2 β	6 „
„ „ „Rheinkarpfen“	2 β	6 „

„Ahl“ und „Rufolckhen“ sollen nach dem Augenmaß und nach Billigkeit gegeben werden.

In Burkheim wurde 1584 zwischen Stadt und Herrschaft vereinbart, dass in der Stadt das Hundert Sälmlinge nicht teurer als zu 8 Schilling-Pfennig verkauft werden solle.

Ziehen wir zum Vergleich noch eine linksrheinische Taxordnung, und zwar eine aus Kolmar, heran, wo der Magistrat, wie uns Ungerer²⁾ mitteilte, in den Jahren 1503, 1636, 1650 und 1685 solche angesetzt hat. Die Preisangaben von 1650 sind in die heutige Markwährung übertragen.

IV. (Kolmar).

Ein Pfund Karpfen	48	♁
„ „ Hecht	28	♁
„ „ Barsch	28	♁
„ „ Brassen	28	♁
„ „ Rotteln (Rotaugen)	36	♁
„ „ Schnodfisch	15	♁
„ „ Barben	26	♁
„ „ Fürnen	28	♁
„ „ Aal	36	♁
„ „ Rufolk	36	♁
„ „ Schleihe	36	♁
„ „ Salm	54	♁
„ Hundert Edelkrebs	80	♁

Nach der Illordnung von 1625 sollte das Hundert Krebse nicht teurer als 5 Schilling verkauft werden.

Am höchsten gewertet wurde also auch damals der Salmen, während derselbe Fisch als Lachs weit niedriger im Preise stand. Auffallend ist in Kolmar die hohe Taxe

²⁾ Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest des Elsäss. Fischerei-Vereins 1904.

für Karpfen, die — in Neuenburg und Heitersheim gar nicht erwähnt — in Breisach nur ebensoviel wie Hechte, Aeschen, „Bradtfische“ und — merkwürdigerweise — wie Barben kosteten. Auch aus den anderen aufgeführten Taxordnungen (mit Ausnahme der später erwähnten Wertheimischen) geht hervor, dass sich die Barbe einer größeren Wertschätzung erfreute, als es heute der Fall ist. Ebenso sind mehrfach die Brassen den Hechten und Barschen gleichgestellt.

Soweit Aale und „Rufolken“ (Trüsche, Butte) rechtsrheinisch erwähnt sind, werden Taxen für sie nicht festgesetzt; in Kolmar dagegen werden sie wie die auf badischer Seite nie aufgezählte Schleie unter die hochwertigen Fische aufgenommen. Auffällig ist, dass nirgends die Forelle genannt wird, deren Vorkommen doch wol als sicher angenommen werden darf, wie unter anderem aus einer Verordnung des Rats von Breisach an die Gastwirte im Jahre 1643 hervorgeht, wo als „guet essen fisch“ neben Salm, Karpfen, Sälmling, Hecht und Aal auch die Forelle angeführt wird. Die Bezeichnung „Bach-“ (Back-), „Bradt-“ (Brat-) und Weißfisch sind natürlich keine Gattungs- sondern Sammelnamen.

Über Fischpreise im 18. Jahrhundert gibt uns ein Schreiben vom Jahre 1766 einigen Aufschluss, in welchem ein nassauischer Beamter unter Bezugnahme darauf, dass die Fischerzunft in Altenheim (Amtsbezirk Offenburg) jährlich ein gewisses Quantum Fische an ihn abzuliefern oder für das Pfund nicht in natura geleisteter Fische eine bestimmte Summe zu vergüten hatte, berichtet:³⁾

In alter Zeit waren es 6 Kreuzer für das Pfund, dann 8, seit einiger Zeit 10 Kreuzer, weil Fische immer teurer werden. Da ich selbst das Pfund gegebenenfalls mit 18 Kreuzern bezahlen muss, sollte die Vergütung von 10 auf 12 Kreuzer erhöht werden.

Unterstellt man auch, dass — um dem vorgetragenen Wunsch Nachdruck zu verleihen — 18 Kreuzer fürs Pfund etwas hoch gegriffen sind, so beweist eine Wertheimer Taxordnung von 1718 doch, dass die Preise, wenigstens für bessere Fische, auch dort beinahe die angegebene Höhe erreichten; zieht man weiter in Erwägung, dass auf den Altenheimer Preis die Nähe Straßburgs vielleicht steigernd einwirkte, dass zudem ein halb Jahrhundert zwischen den beiden Angaben liegt und die betreffenden Örtlichkeiten

³⁾ Vgl. Anm. 1

weit von einander entfernt sind, so wird man an der Richtigkeit der genannten Summe von 18 Kreuzern erhebliche Zweifel nicht mehr geltend machen können.

1718, und zwar am 31. Juli, erging also, wie bemerkt, seitens der Herrschaft an die Fischerzunft in Wertheim „das wiederholte ernstliche Gebot und Verbot dahin, dass keiner von den allhiesigen Fischern das Geringste von den gefangenen Fischen an auswärtige Orte tragen oder führen, noch weniger an fremde Aufkäufer verkaufen solle, so nicht vorher an den gewöhnlichen Tagen als Mittwoch, Freitag und Samstag auf offenem Markt bis es mittags zehn Uhr geschlagen an jedermanns Kauf feilgehalten worden, nach welcher verflossenen Zeit der etwa sich annoch befindende Überfluss gleichwohl den Fremden zwar zu kaufen erlaubt sein kann, jedoch dergestalt, dass der oder die Fischer, denen ein solcher Überfluss von Fischen in Händen bleibt, jederzeit bis auf den nächstfolgenden Markttag noch einigen Vorrat davon aufzubehalten schuldig sein sollen. . . .“

Wie von allhiesigen Fischern ein jedes Pfund Fische verkauft werden solle:

V. (Wertheim).

Karpfen	10 Kreuzer
Persing (Barsch)	10 „
Hecht	14 „
Forellen	14 „
Ein Maß Grundeln	16—18 „
Die übrigen gemeinen Fische, Barben	4 „

Diese Anordnungen scheinen bei den Fischern wenig Beifall gefunden zu haben. 1735 wenigstens mussten sie durch ein neues Dekret eingeschärft werden.

„Demnach man bisher missfällig wahrnehmen müssen, welchergestalt die allhiesige Fischerzunft der 1718 ergangenen Verordnung entgegen und zuwider die in allhiesigen Wassern gefangenen Fische nicht um die darin benannten Tage auf öffentlichem Markt feiltragen und solche dem vorgeschriebenen Preis nach verkaufen, noch auch zuerst denen hohe Herrschaften und dero Räten und Bedienten antragen, sondern auf ganz ungehorsame und unzulässige Weise teils über den von hoher Samtherrschaftswegen gemachten Preis verkaufen, oder aber wol gar in ihren Fischkasten die besten Fische verstecken und solche nachgehends an ausländische Einkäufer überlassen und anderwärtig hintragen, wodurch nicht nur eine mutwillige und unnötige Teuerung in allhiesiger Stadt verursacht worden, sondern auch, wie öfters

klagend vorgekommen, ein Mangel an Fischen erschienen ist. Dess wird hiermit vorgedachter Fischerzunft alles Ernstes anbefohlen, der eingangs erwähnten Verordnung genau und unverbrüchlich nachzuleben und solcher in keinem Stück fernerhin zu contravenieren, widrigenfalls sonst gegen die Übertreter derselben nicht nur mit der darin gedachten Confiskation der zurückgehaltenen und nicht feilgebotenen Fische unfehlbar verfahren, sondern auch jedesmal ein solcher mit der Strafe à 5 fl. angesehen werden soll.“

Die Fischpreise waren demnach früher — auch unter Berücksichtigung des geringeren Geldwerts heutzutage — trotz starker Nachfrage viel niedriger, obwol sie keinen Wettbewerb des Seefischmarkts auszuhalten hatten. Freilich ist allem Anschein nach auch der Fischreichtum unserer Flüsse und Bäche bedeutend größer gewesen.

Markungsumgang zu Hüffenhardt am 5. Juni 1789.

Mitgeteilt von Reinhard Groß.

In dem sogenannten „Dorfbuch“ findet sich folgender Eintrag eines Gemarkungsumgangs, der im Jahre 1789 in Hüffenhardt (Amt Mosbach) gemacht wurde, durch den damaligen von der Herrschaft Gemmingen-Guttenberg gesetzten Schultheiß Franz Friedrich Flächser

Nachdem von beiden Schultheisen Johann Jakob Dallmus und Franz Friedrich Flächser, sodann dem Gericht und Vierundzwanzigern beschlossen worden, wiederum die ganze hiesige Gemarkung zu umgehen, welches seit 20 Jahren nicht mehr im ganzen geschehen.

Als wurde der heutige Tag, nemlich der 5. Junius dieses 1789sten Jahres dazu festgesetzt, sodann morgens früh der Anfang damit gemacht, vorherr aber nachstehende Persohnen auf das Rathaus berufen, und von dorten der Zug eröffnet.

Es waren also dabei:

beide Schultheisen Dallmus und Flächser
das Feld-Gericht (4 Männer)
Bürgermeister Johann Sigmann b. Baad.
2 Schützen (Dorf-Schütz, Feld-Schütz)
ferner die 24gér (davon 4 Männer).

Zum Schiesen waren beordert
(12 Männer, 2 Jäger),
ferner waren noch Bürger dabei ohne Flinden
(4 Männer)
Junge Bursche (13).

Sodann
Jakob Meyer Pfeifer und
Johann Volkert Tambour.

Der Zug ging auf folgende Art

- 1) Voraus Tambour und Pfeifer
- 2) sodann ein Jäger mit 6 Mann, die Flinden hatten
- 3) beide Schultheisen
- 4) das Feldgericht
- 5) 2 Schützen mit Messruth
- 6) die Bürger
- 7) die junge Bursche und letztens
- 8) noch ein Jäger mit 6 Mann, die Flinden hatten.

Vom Rathhauß hinweg das Dorf herauf, die Staugassen hinaus den Weg nach Siegelsbach zu fort, bis an diese Gemarkung, dann gieng es die Osterwiße hinunter, und also rings um die Gemarkung herum, bis wieder an den Ort da angefangen worden, und also wieder den Weeg herein mit Music und auf das Rathhauß, auf welchem die ganze Bürgerschaft versammelt gewesen, und bei dieser Gelegenheit der Weinkauf über das im Bestand an Georg Eckert hingeliene Widdum Guth getrunken worden, nach endigung dessen machten sich die jungen Leuthe lustig und tanzten etliche Stunde und somit wurde diese Feyerlichkeit beschlossen.

Anzufügen ist noch, dass wir am Weeg nach Haßmersheim, wo die 3 Gemarkung zusammenkommen, Mittag gegessen, und sogleich darauf aber anfangen zu regnen, auch nicht nach gelassen bis in die Nacht, so dass alle, die dabei waren, ziemlich naß geworden sind.

An Grenz Steine haben sich vorgefunden in Summa 375 Stück, nemlich glatte 242 und raue 133.

(An 8 Gemarkungen kam der Zug bei seinem Umgang vorbei wobei die Grenzsteine gezählt und aufgeschrieben wurden.)

Aufgezeichnet von Schultheis Flächser.

Zur Geschichte der Gründung der Freiburger Hochschule.

Von Fridrich Pfaff.

Bei der Verteilung der Arbeiten für das zur Einweihung des neuen Kollegienhauses der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg herauszugebende Festblatt fiel mir die Abfassung eines Aufsatzes über die Gründung der Freiburger Hochschule zu. Ich konnte dieser Aufgabe um so leichter nähertreten, als ich seit rund 25 Jahren in verschiedenen Schriften mich mit einigen der bei der Gründung handelnden Persönlichkeiten eingehender beschäftigt hatte.¹⁾ Einen ähnlichen Aufsatz hatte ich in diesem Jahre vorher in den „Studentischen Monatsheften vom Oberrhein“ veröffentlicht. Allerdings war mein Plan diesmal anders. Während ich in der genannten Schrift mehr literarische Absichten verfolgte, sollte diesmal mehr die Geschichte zur Geltung kommen. Es schien mir nötig, die Geschichte der österreichischen Herrschaft in Breisgau einleitend darzustellen. Ich nannte deshalb meinen neuen

¹⁾ Z. B. in „Johann von Soest, Sänger, Dichter und Arzt 1448 — 1506“, Allg. konserv. Monatsschrift 1887, und „Anthonius von Pforr und sein Buch der Beispiele der alten Weisen“, Schauinsland 1897.

Aufsatz „Vorgeschichte und Gründung der Freiburger Hochschule“. Aber die Knappheit des zugemessenen Raums verbot den Abdruck dieser Studie und forderte ihre Zusammenziehung in etwa 18 Zeilen.²⁾ Auch im übrigen Text ist mein Aufsatz an vielen Stellen gekürzt, durch Weglassung einzelner Worte im Sinn verschärft und damit einigermaßen geändert worden.³⁾ Trotzdem halte ich auch diese Darstellung aufrecht. Und ich würde — vielleicht außer einem erwogenen Abdruck der unverkürzten Abhandlung — kaum mehr in dieser Sache das Wort ergriffen haben, hätte nicht in der „Festgabe zur Einweihung des neuen Kollegienhauses . . . dargebracht von der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau“ — einem Sonderabdruck aus dem 27. Band von deren Zeitschrift — P. Albert die durch viele Schriftsteller und zuletzt durch mich vertretene Ansicht über den Anteil der Gemahlin des Erzherzogs Albrecht VI., Pfalzgräfin und Erzherzogin Mechthild an der Gründung der Freiburger Hochschule einer besonders scharfen und, wie ich glaube, unberechtigten Kritik unterzogen. Er sagt darin S. 9 „Dass sie [Mechthild] die schönen Wissenschaften liebte, sich mit einem ganzen Heer von Humanisten, Dichtern und Literaten umgab und zusammen mit ihrem Sohn aus erster Ehe, Eberhard von Württemberg, Stifterin der Tübinger Hochschule (1477) genannt wird [!], ist das einzige, was für ihre Mitwirkung bei der Gründung der Freiburger Schule geltend gemacht werden kann, alles andere ist leere Vermutung und grundlose Schmeichelei [!]“. Und in der auf den gleichen Ton gestimmten Anzeige im Freiburger Tagblatt vom 30. Oktober Nr. 248, III⁴⁾ wird auf den „bedeutsamen Inhalt“ der „Festgabe“ hingewiesen, durch welchen „nicht bloß der Stifter, Erzherzog Albrecht VI., von einer Reihe gegen ihn erhobener Verdächtigungen [!] gereinigt und seine Verdienste wie der Zweck seines Werkes in neue Beleuchtung gerückt, sondern auch erstmals sein Hauptmithelfer in seinem Marschall, dem Schweizer Ritter Tüning von Hallwil, nachgewiesen [!], dagegen die bisher als intellektuelle Urheberin gefeierte Pfalzgräfin Mechthild ihres unverdienten Ruhmes entkleidet, des weiteren der Anteil und die Verdienste der Stadt Freiburg an der Gründung und Erhaltung der Universität nach Gebühr gewürdigt werden“. Wenn ich nun auch berechtigt bin, zur Verteidigung der von mir mit und nach anderen ausgesprochenen Ansicht neuerlich das Wort zu nehmen, so wird jeder, der Persönlichkeiten und Vorgeschichte dieses neuen Angriffs kennt, verstehen, dass ich das mit dem größten Widerwillen und nur gezwungen durch die beleidigenden Ausdrücke „grundlose Schmeichelei“ und „Verdächtigungen“ tue. Die sogenannten „Nachweise“ — das sei vorausgegriffen, — ändern nicht das mindeste. P. Albert schreibt S. 11: „es haben sich die Beweise gefunden, dass er [Tüning von Hallwil] es war, der nicht bloß seinem Herrn gegenüber die erste Anregung zu dem Vorhaben gegeben, sondern auch dessen Augenmerk . . . auf Matthäus Hummel . . . gelenkt hat.“ Diese „Beweise“ sind nicht mitgeteilt. Man erwartet sie noch. Nachgewiesen ist demnach nichts. Und selbst wenn Tüning von Hallwil, der auch mir nicht unbekannt ist und in dessen Heimat, am Hallwiler See im Aargau, ich selbst war,

2) Vergl. den Abdruck im Festblatt, Sond.-Ausgabe der akadem. Mitteilungen, Nummer 1, S. 6–9.

3) Auch Korrekturlesen konnte ich nur sehr flüchtig und ohne im Besitz meiner Urhandschrift zu sein.

4) Deren Verfasser hat, obwol ich ausdrücklich die Ermächtigung gab mich als Frager zu nennen, es verweigert, seinen Namen anzugeben!

seinem Herrn eine Anregung im genannten Sinne gegeben hätte, so wird doch dadurch nicht der Anteil Mechthilds in Frage gestellt oder sie ganz „ihres unverdienten Ruhmes entkleidet.“

Einstimmig haben alle mit der Gründung der Freiburger Hochschule sich näher befassende Forscher, von den durch die Geschichte festgestellten Lebensbildern des Erzherzogs Albrecht und Mechthilds ausgehend, urteilen müssen, dass bei dem Mangel wissenschaftlicher Neigungen bei Albrecht der Gedanke dieser Gründung oder mindestens dessen hauptsächlichste Förderung bei Mechthild zu suchen sei. Ernst Martin sagt mit Recht: „So werden wir den württembergischen Geschichtsschreibern seit dem XVI. Jahrhundert, die darüber sehr wol durch Ueberlieferung unterrichtet sein konnten, vollen Glauben beimessen, wenn sie die Gründung unserer Universität von Mechthild angeregt sein lassen. Auch hat unsere Universität dies Zeugnis vollständig anerkannt, indem sie im Anfange des vorigen [18.] Jahrhunderts die jetzt noch in der Aula neben dem Katheder befindlichen Bilder Albrechts und seiner Gemahlin aufstellen ließ.“⁵⁾ In der Tat schreibt z. B. Martin Crusius nach der Deutschen Uebersetzung seiner 1595 veröffentlichten *Annales Suevici* II, 40: „Die verwitibte Mechthildis verheurathete sich hernach an Albrecht VI. von Oesterreich, und da sie um vieler trefflicher Qualitäten willen zu rühmen, so ist das als besonders fürnemlich an Ihro zu loben, dass auf Ihr Angeben zwey Universitäten gestiftet worden, eine von ihrem letzten Gemahl zu Freyburg, die andere von ihrem Sohn Eberhardo Barbato zu Tübingen“. Und neben dem großen Bilde Mechthilds, das jetzt den an die Aula der neuen Universität anschließenden Raum zielt, ist noch hervorzuheben, dass an dem einem Szepter der Hochschule von 1466 auch ihr Wappen neben dem Albrechts und der Stadt Freiburg angebracht ist.⁶⁾ Da auch die Stadt bei der Gründung nicht unerheblich beteiligt war, so darf diese Zusammenstellung wol als Ehrung der Gründer angesehen werden. Und ist es nicht auffallend, dass Albrecht der Satzung der neuen Hochschule neben der von Paris und Wien auch gerade die von Heidelberg, der Heimat Mechthilds, der pfälzischen Hochschule, zugrunde legte. Heinrich Schreiber hat demnach an verschiedenen Stellen, so in seiner 1830 gehaltenen Prorektoratsrede „Ueber den Geist der Stiftung der Universität Freiburg“, wie in seiner Geschichte der Universität und der Stadt, ausdrücklich Mechthilds Mitwirkung bei der Gründung als feststehend angenommen. Ihm folgte der gründlichste Bearbeiter von Mechthilds Leben, der nun leider dahingeschiedene Ernst Martin, im zweiten Band derselben Zeitschrift, die jetzt auch P. Alberts Auslassung bringt. Es heißt da Seite 160: Wol sei kein urkundlicher Beweis für Mechthilds Anteil an der Stiftung zu erbringen und auch Matthäus Hummel erwähne sie nicht; „trotzdem ist ihre Beteiligung an der Gründung unserer Universität nicht in Zweifel zu ziehen. An sich ist es viel leichter erklärbar, wie sie, die in Heidelberg geborene Tochter eines eifrigen Begünstigers der dortigen Hochschule und späterhin die Mitbegründerin der Universität Tübingen ⁷⁾

⁵⁾ Zs. d. Freib. Gesellsch. f. Geschichtsk. II, 1871, S. 161.

⁶⁾ Der gegenwärtige Prorektor, der bei der Eröffnungsfeier auch an Mechthild erinnerte, erwähnte dies, ebenso Dr. H. Flamm in seiner inhaltsreichen Abhandlung „Aus der Jugendzeit der Freiburger Universität“, Freiburger Zeitung 29. Okt. 1911, Nr. 297, Bl. I.

⁷⁾ Hierzu Martins Anm: Vielleicht liegt darin, dass Mechthild an beiden Stiftungen beteiligt war, der Grund, weshalb der Stiftungsbrief von Tübingen fast wörtlich aus dem von Freiburg entlehnt worden ist.

für eine solche Stiftung sich verwenden konnte, als dass Albrecht selbst oder allein daran gedacht hätte, dessen Sinn äußerem Prunk und politischen Umtrieben weit mehr zugeneigt war und dessen Bildung das Mittelmaß der damaligen Fürsten nicht überstieg. Auch finden sich unter den Pfarreien, welche der Freiburger Universität zur Dotation der Lehrstühle zugewiesen wurden, gerade solche, die zum Heiratsgut der Fürstin gehörten, die zu Rotenburg und Ehingen, was schwerlich ohne ihre Zustimmung festgesetzt worden ist. Wenn sie sich später in Bezug auf diese Pfarreien nicht allzu geneigt zeigte, die Rechte der Universität anzuerkennen, und wenn in den Verhandlungen darüber weder von Seiten der Universität die früheren Verdienste der Fürstin um ihre Gründung hervorgehoben wurden, noch sie ihrerseits sich darauf beruft, so erklärt sich dies leicht daraus, dass bald nach der eigentlichen Stiftung der Universität und noch vor ihrer wirklichen Eröffnung Mechthild sich in Freiburg nicht mehr als Landesfürstin ansehen konnte.“ P. Albert will allerdings in Ernst Martins Worten nichts sehn als „ein Kompliment, das nur ihrem allgemeinen Interesse für Kunst und Wissenschaft gelten kann“ und findet, das Mechthilds Streit mit der Universität — der doch erst im Jahre 1470 spielt!⁸⁾ — gegen ihre Zustimmung zu der Vergebung der beiden Pfründen spreche. —

Ich brauchte wol den der ganzen Lage der Dinge völlig gerecht werdenden Worten Ernst Martins nichts hinzuzufügen. Erwähnen will ich jedoch zunächst noch, dass auch Philipp Strauch in seiner inhaltsreichen und schönen Schrift „Pfalzgräfin Mechthild in ihren literarischen Beziehungen“ (Tübingen 1883. S. 25) sich Ernst Martin anschließt. Nach alledem war ich wol berechtigt, schon in der Abhandlung über Anton v. Pforr zu schreiben: „Wenn auch die Erzherzogin bei der Gründung der Freiburger Universität nicht ausdrücklich neben ihrem Gemahle genannt wird, muss doch gewiss angenommen werden, dass sie dabei mitwirkte, ja man kann unbedenklich behaupten, dass sie überhaupt als die geistige Urheberin anzusehen ist“, und mich ähnlich in den neuen Aufsätzen auszusprechen. Der Gedanke der Hochschulgründung fällt in die Zeit von Albrechts und Mechthilds Zusammenleben, die Ausführung jedoch in die Zeit ihrer Trennung und völligen Entfremdung und auch Albrechts Entfernung aus dem Breisgau. Was Wunder, dass Mechthild dann nicht mehr genannt worden ist! Anders selbstverständlich bei der Tübinger Gründung, wo sie in der päpstlichen Bulle von 1476 und Eberhards Eröffnungsbrief von 1477 ausdrücklich als Mitwirklerin erwähnt wird.⁹⁾ Und wie in der Freiburger Matrikel im Eröffnungsjahr 1460, so ist in der Tübinger Matrikel im Eröffnungsjahr 1477 Anton v. Pforr, Mechthilds Rat, eingeschrieben.¹⁰⁾

P. Albert kennzeichnet S. 8 den Erzherzog Albrecht VI. als „feurig-rasch, streitliebend und verschwenderisch, stets zum Kampf, zu abspringender Vielgeschäftigkeit und vorteilbringender Gewalttat neigend“ — es sind die Worte von Franz Krones in der Allgem. Deutschen Biographie I, 286. Man lese jedoch auch nach, was Franz Krones neben dieser gewiss nicht vorteilhaften Charakteristik in seinem Handbuch der Geschichte Oesterreichs II oder Alfred Huber in seiner Geschichte Oesterreich III erzählt. Es wird schwer, daran zu glauben, dass Albrecht aus idealen Gründen die Hochschule gestiftet habe. Neben ritterlichem Mut tritt keine liebenswerte Eigenschaft bei ihm hervor. Wie unendlich widerlich mutet uns doch die „vorteilhafte Gewalttat“, die Be-

⁸⁾ Vergl. Martin S. 213, Nr. 69.

⁹⁾ Urkunden zur Gesch. d. Univ. Tübingen. Tüb. 1877, S. 13. 23. 29.

¹⁰⁾ H. Mayer, Matrikel der Universität Freiburg I, 10; H. Hermelink, Matrikeln der Univ. Tübingen I, 2.

kämpfung des eigenen Bruders, des Kaisers Friedrich III., an! Welch ein Bild ist es, als Albrecht zu Korneuburg vor seinem kaiserlichen Bruder, der ihn nicht ansieht und keines Wortes würdigt, gedemütigt das Knie beugt!¹¹⁾ Wie traurig erscheint es doch, dass Albrechts Name in späteren Jahren vor seinem kaiserlichen Neffen Maximilian I. gar nicht genannt werden durfte!¹²⁾ Wenn wir dazu von seiner ewigen Ränkesucht, seiner Härte und Bürgerbedrückung hören, dann wird es schwer zu glauben, dass Albrecht in Freiburg beabsichtigt habe, mit der Hochschule „der Stadt ein kostbares Geschenk zu machen, ein unschätzbares Kleinod, dass ihr ebenso sehr zum Nutzen und Segen bestimmt war, wie es ihm selbst zum Ruhme gereichen sollte.“¹³⁾ Im Festblatt (S. 6 und 9) habe ich angedeutet, dass Albrecht in Rudolf IV., dem „Pfalzherzog“, dem Gründer der Universität Wien, sein Vorbild verehrte. Er hat ohne Zweifel daraufhingearbeitet, die österreichischen Fürstentümer in seiner Hand zu vereinigen. Die Behauptung des Breisgaus war ihm wol Nebensache, doch ergriff er gewiss gern die Gelegenheit, Österreichs Macht durch die Einpflanzung einer neuen Körperschaft in Freiburg zu stärken. Gerade in die Zeit der Hochschulgründung fallen die Freiburger Verfassungsänderungen. 1454 hebt Albrecht in rücksichtsloser Weise die Zünfte auf. Der allmählig herangewachsene Einfluss der Handwerker wird auf 6 Stimmen von 24 im Rat zugunsten des Adels und der Kaufmannschaft beschränkt. 1459 aber wird, wol infolge gewaltsamen Vorgehens der Bürgerschaft, die neue Verfassung gestürzt, werden die Zünfte wieder eingeführt und Albrecht Vetter und Nachfolger im Breisgau Sigmund muss dies 1464 bestätigen.¹⁴⁾ Hat Albrecht nicht die gute, treue Stadt Freiburg, die schon so viel für Oesterreich geopfert und noch opfern sollte, die Kosten der Hochschulgründung tragen lassen? Klagt die Stadt nicht gerade in dem von P. Albert S. 6 veröffentlichten Briefe von 1463 über Nichteinlösung seines fürstlichen Versprechens? Da wird es wahrscheinlich, dass auch in Freiburg die Freude über die fürstliche Gründung nicht so groß war, dass man hier trotz aller dem Herrn gegenüber selbstverständlichen Dankesworte, doch die mit eigenem Rechte und Steuerfreiheit ausgestattete Universität als „fremdartigen Bestandteil“¹⁵⁾, als Quelle fortwährender Schwierigkeiten mit sauersüßer Miene ansah. 1490 klagt die Stadt, sie habe seit Gründung der hohen Schule 2000 Einwohner verloren.¹⁶⁾ Gewiss, die Stadt tat ihre Pflicht gegenüber der Universität, so wie sie noch heute tut. Aber Albrechts Taten müssen kritisch betrachtet werden, und wer da von „Verdächtigungen“ zu reden beliebt ohne Gegenbeweise zu bringen, der setzt sich dem Verdachte der Unkenntnis aus.

P. Albert macht den Männern, welche die Pfalzgräfin Mechthild in Verbindung mit der Freiburger Hochschulgründung gebracht haben, den beleidigenden Vorwurf „grundloser Schmeichelei“ (S. 9).¹⁷⁾ Es ist ja an sich erstaunlich und höchst eigenartig, dass heute jemand beschuldigt wird, einer 1482 gestorbenen Person schmeicheln zu wollen;

¹¹⁾ Huber III, 171.

¹²⁾ Strauch S. 2.

¹³⁾ P. Albert, Festgabe S. 8.

¹⁴⁾ Vergl. H. Flamm, der wirtschaftl. Niedergang Freiburgs im 14. u. 15. Jahrh., Karlsruhe 1905, S. 54 ff.

¹⁵⁾ H. Schreiber, Gesch. der Stadt III, 119.

¹⁶⁾ H. Flamm, Fbg. Ztg. 29. Okt. 1911, Nr. 297, III.

¹⁷⁾ Auch der Ausdruck „leere [d. h. durch nichts gestützte] Vermutung“ ist gegenüber den nicht wenigen vorliegenden Wahrscheinlichkeitsgründen mindestens unpassend.

jedoch kann dieser Vorwurf in einer solchen **Festgabe** und in der **Zeitschrift einer wissenschaftlichen Gesellschaft** immerhin nicht übergangen werden, denn Schmeichler reden doch die Unwahrheit, und zwar meist aus selbstsüchtigen Gründen. P. Albert hätte seine, wenn auch noch so schwach gestützten Ansichten über die Hochschulgründung sachlich aussprechen können, ohne dass jemand ihm erwidert haben würde. Nun jedoch muss besonders im Namen der nicht mehr unter uns weilenden Forscher Heinrich Schreiber und Ernst Martin ebenso wie für mich selbst diese grobe Verunglimpfung aufs schärfste zurückgewiesen werden. Mehr als je ist nun an der Ehrung Mechtilds, dieser an Gaben und Bildung damals in Deutschland einzigen Fürstin, und an der Behauptung ihres Mitwirkens bei der Gründung der Freiburger Hochschule festzuhalten.

Der Günterstaler Palmesel.

Mitgeteilt von Fridrich Pfaff.

Indem Kloster Güntersthal wird von sehr lieben Jahren her ein alter Palmesel, und auf diesem Christus der Herr aufbehalten, auch noch zu Tag gezeigt, von welchem man durch sichere Tradition weiß, und erzählt, daß einstens die Stadt Freyburg solchen in dem Walde habe schnitzen lassen, um sich dessen in der Charwoche bey der gewöhnliche Procession zugebrauchen. Als dieser Esel fertig war, und man ihn nacher Freyburg fihren wollte, muste das Fuhrwerk bey Güntersthal nächst vorbe; da hielt schnell alles inn, und war keine Möglichkeit, nach all angewandter Müh den Esel einen Schritt weiter zubringen; man erstaunte und sah sich genöthiget ihn allda auff dem Plaz stehen zulassen. Gleich darnach wurde Er in den ihm zu Güntersthal bereiten Ort gefiehet, wo Er noch stehet, und gezeigt wird. Vor einigen Jahren war der Brauch, daß man diesen Esel an den Palmsonntag in den Kreuzgang gebracht, und in dem Kloster herum gefiehet. Ich möchte zwar für die gänzliche Wahrheit dieser Eselgeschichte meine Ehre nicht verpfänden, ich hab Sie in keiner Urkund gelesen, sondern nur für eine gewisse Begebenheit erzählen gehört.

Fr. Humbert Pfaundler, Professus in Salem, damal. Beichtvater zu Olsberg, S. Ord. Cist., Hist. Beschreibung von der Stüftung und von einigen Merkwürd. Denkmalen eines Hochadel. Klosters Güntersthal. 1753. Hs. 80 der Universitätsbibliothek Freiburg i. B. S. 81—84. Ueber den Palmesel vgl. E. H. Meyer, Badisches Volksleben, S. 93 ff.

Anzeigen und Nachrichten.

Kutsch, Die Orts- und Flurnamen im Münstertal. Vortrag, gehalten in der Sektion Münster des Vogesenklubs. Münster i. E., J. Beck 1910. 17 S.

Es ist gewiss sehr verdienstlich, wenn ein Lehrer in einer Landgemeinde Interesse für die Orts- und Flurnamen seiner Gegend hat. Ist er doch, wie wenig andere, in der Lage, sie aufzuspüren, ihre Bedeutung kennen zu lernen und namentlich auch solche, die dem Untergange oder der Vergessenheit entgegengehen, durch Aufzeichnung für die Wissenschaft zu retten. Noch verdienstlicher ist es, wenn er durch Wort und Schrift weitere Kreise für diese Art von Volkskunde zu interessieren sucht. Von diesem Standpunkt aus verdient der gute Wille des Verfassers alle Anerkennung. Er konnte eine ausgezeichnete

Vorarbeit benutzen (Bresch, Die Münstertäler Ortsnamen; im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens, 8 u. 9) und gibt im wesentlichen einen Auszug aus dieser. Nur hat er die in der Vorlage alphabetisch aufgeführten Namen sachlich geordnet, hie und da mit geschichtlichen und ortskundlichen Erläuterungen versehen und so einen ganz lesbaren Aufsatz zustande gebracht, der sich gewiss auch ganz gut angehört hat. Leider hat er sich aber in der Ableitung und Erklärung der Ortsnamen seiner Vorlage nicht durchweg angeschlossen, sondern es oft vorgezogen, darin seine eigenen Wege zu gehen. Da ihm aber die dazu nötigen Kenntnisse durchaus fehlen, sind dies meist Irrwege. Er hat wol einige einschlägige wissenschaftliche Werke, wie z. B. Bucks Buch über die oberdeutschen Flurnamen und Kluges Wörterbuch, zu Rate gezogen, sie aber oft ungenügend und falsch verstanden. Einige Beispiele mögen dies beweisen. Der Bergname „der Kahle Wasen“ dessen Bedeutung (kahle Rasenfläche) so klar wie möglich ist und sich auch aus der Natur des Ortes ergibt, soll bedeuten „Wasen mit den vielen Quellen“, weil früher eine Nebenform kel für Quelle bestanden habe (Missverständnis des Artikels „Quelle“ in Kluges Wörterbuch), die im Münstertal jetzt noch gebraucht werde.¹⁾ In Namen wie Altenkrei, Kreienberg soll ein mitteldeutsches (so!) alta „hoch“ stecken, das in Altitude erhalten sei. Die Silbe al in Metzeral, das Verfasser für Deutsch hält, soll von aqua abgeleitet sein. Die Bezeichnung krei in Altenkrei, Kreienberg soll aus ahd. gariuti entstanden sein. Auch die heutige Münstertäler Mundart scheint dem Verfasser nicht genügend geläufig zu sein oder er berücksichtigt sie nicht genug, sonst könnte er in Barakopf (d. i. Bärenkopf) den ersten Teil nicht als bar-kahl erklären und nicht in dem Namen Schweinsbach eine Volksetymologie erblicken. Läge solche vor, so müsste der Name mundartlich Schwinsbach lauten, was aber (nach Bresch) nicht der Fall ist. Gerade der erhaltene Diphthong beweist, dass hier nicht an Volksetymologie zu denken ist. Der Flurname Eierstenbach geht ihm auf Heister (Buche) zurück, das dem Oberdeutschen stets fremd war und noch ist. Zugrunde liegt vielmehr das Eigenschaftswort ajerscht unangebaut, vgl. mhd. egerde. „First“ soll die älteste Bezeichnung für Hochweide sein, weil in einer Urkunde Lothars I. ein auf der Kammhöhe gelegenes Staatsgut die „Fersta“ genannt werde. Gerade dies beweist, was übrigens schon längst bekannt war, dass First die Kammhöhe des Gebirges schlechthin, ohne Rücksicht auf Weiden, bezeichnet. Die Endsilbe sel (z. B. in Schweisel), die auf ahd. sala, Herrenhof, zurückgeht, soll „die Herren“ bedeuten. Usw. Diese Irrtümer sowie noch eine Reihe Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten setzen den Wert des Schriftchens sehr erheblich herab.

Kolmar i. E.

F. Mentz.

Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. Im Auftrage des Großh. Ministeriums des Kultus und Unterrichts bearbeitet von Dr. Ernst Wagner, Direktor der Großh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe. Mit Beiträgen von Dr. Ferdin. Haug. Teil II. Das Badische Unterland. Kreise Baden, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Mosbach. Mit 354 Textbildern, 1 Farbendrucktafel und 2 Karten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1911. VII u. 480 S. gr. 8°. Kart. 8 M.

Dem reichen ersten Band der Fundstätten, der, das Badische Oberland in den Kreisen Konstanz, Villingen, Waldshut, Lörrach,

¹⁾ Manker, Münstertäler Wörterbuch (Straßb. Studien II, 140 ff.) gibt keine derartige Form für Quelle an.

Freiburg und Offenburg umfassend, XV u. 267 Seiten mit 3 Tafeln und 2 Karten stark, im Jahre 1908 zur Freude aller Altertumsfreunde erschienen war (kart. 5 M.), verhältnismässig sehr rasch folgend, erscheint nun diese Übersicht der Uraltertümer unseres Unterlands. Wir stehen vor einem Lebenswerk, einem Denkmal, das ein rastloser, hellblickender Forscher seinem schönen Heimatlande und sich selbst gesetzt hat. Die Einleitung des ersten Teils überblickt die Geschichte der Forschung. Es ist für uns Freiburger ein Stolz, an der Spitze den Geschichtsschreiber Freiburgs, Heinrich Schreiber, zu finden. Wir sehen hier die Altertümer der älteren und jüngeren Steinzeit, der Kupfer- und Bronzezeit, der Hallstatt- und La Tènezeit, der römischen und alemannisch-fränkischen Perioden ausgebreitet. Gegenüber diesem großartigen Werk emsigsten Fleißes und eindringenden Verständnisses hat die Kritik zu schweigen. Nachträge zu liefern ist sicher nicht allzuschwer, sagt doch der Verfasser selbst im Vorwort des vorliegenden zweiten Bands „das Verlangen nach Ergänzungen gehört mit zum Zweck einer solchen Zusammenstellung“. Und wenn er ebenda wünscht, es möge die Darstellung des derzeit Bekannten als Anregung zu fortgesetzter, immer tiefer eindringender Forschung dienen, so kann diesem Wunsche nur von Herzen beigepflichtet werden. Die Anordnung der Kreise und Bezirksämter ist im 2. Bande geographisch. Für kundige Leser bilden diese beiden Bände eine Kulturgeschichte der Urzeit in Baden. Alle werden dem verehrten greisen Verfasser und seinen getreuen Helfern, ebenso der so kräftig unterstützenden Badischen Regierung von Herzen dankbar sein.

Freiburg i. B.

Fridrich Pfaff.

Zwei Schwarzwaldhöfe. Vorbildliche Entwürfe gezeichnet und beschrieben von Karl Luckscheiter. Im Auftrag des Vereins Badische Heimat herausgegeben und eingeleitet von Fridrich Pfaff, Freiburg i. B., Fehsenfeld, 1911. 4 S. u. 4 Tafeln Fol. — 1 M. (Vom Verein Bad. Heimat, Freiburg i. B., Rempartstr. 15, für die Mitglieder zu beziehen für 50 Pfg, portofrei 60 Pfg.)

Die Notwendigkeit, für die Erhaltung der heimischen Bauweise auch durch Vorlage geeigneter Vorbilder zu wirken, hat sich in unserer Zeit stärker herausgestellt, da furchtbare Brände in dem alten Bestand bedenklich lichtend gewütet haben und da der Fremdenzuzug mit all seinen Segnungen auch in unserem Schwarzwald zu wirken beginnt. Selten sind die zugezogenen Baumeister in der Lage, aus freiem Können an das Althergebrachte anzuknüpfen, während es ihnen nicht an Vorlagen anderer und hier meist unpassender Art fehlt. So haben wir uns entschlossen, mit der Ausgabe von Entwürfen zu beginnen, die einesteils die schöne und praktische alte Bauart pflegen, andernteils in bezug auf Wohnlichkeit und Wohnsicherheit einen Fortschritt darstellen sollen. Natürlich sind es nur Vorschläge, an denen ab- und zuzutun dem denkenden Architekten und Bauherrn überlassen bleiben muss. Die beiden ersten Vorlagen, von einem Sachkenner wie Karl Luckscheiter gezeichnet und beschrieben, knüpfen an das Bauernhaus des Elztals an. Wir hoffen in ähnlicher Weise den hohen Schwarzwald und den Hotzenwald, die Baar, das nördliche Gebiet und auch die Rheinebene bedenken zu können. Ob der Versuch gelingt, wird nicht zuletzt an unseren Mitgliedern liegen, die hierdurch gebeten werden, sich die Vertreibung dieses Heftes recht angelegen sein zu lassen.

Friburg i. B.

Friedrich Pfaff.

Diesem Heft liegt ein Prospekt: **Zeiten und Völker**, Monatshefte für Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde bei, auf welchen wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.